

**Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften**

Philosophisch-historische Abteilung

Jahrgang 1942, Heft 4

Eduard Schwartz'
wissenschaftliches Lebenswerk

Von

Albert Rehm

Vorgelegt am 14. März 1942

München 1942

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

INHALT

	Seite
Vorbemerkung	5
I. Das äußere Leben	7
II. Mythographie. Apologeten. Griechische Historiographie, Vorträge	16
III. Viertes Evangelium. Athanasios. Eusebios	29
IV. Acta conciliorum. Kanones. Mönchtum. Thukydides. Homer	41
V. Das Werk und der Mensch	62
Schriftenverzeichnis	67

VORBEMERKUNG

Zwei Gesichtspunkte sind es vor allem, die mich bestimmt haben, diese über den Umfang der üblichen akademischen Nachrufe weit hinausgehende Darstellung niederzuschreiben. Einmal hat, so viele warmherzige und inhaltreiche Nachrufe¹ auch nach Schwartz' Tode erschienen sind, noch niemand es unternommen, sein Lebenswerk im vollen Umfang einigermaßen gleichmäßig zu würdigen. Begreiflich, da es in zu vielerlei Disziplinen einschlägt, als daß ein Mann dazu imstande wäre. Auch ich bin natürlich nicht in dieser Lage, ja von meinen Arbeitsgebieten aus weiter davon entfernt als andere; aber es schien mir das kleinere Übel zu sein, wenn ein bewußt unvollkommener Versuch gewagt wird, als wenn dieses überreiche Werk ohne ein solches Denkmal bleibt. Was mir den Mut zu dem Unternehmen gibt, ist einmal die freundschaftliche Verbundenheit mit dem großen Manne in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens; er hat sich gerne gesprächsweise über die Arbeiten geäußert, die ihn jeweils beschäftigten, nicht selten auch dem Jüngeren von zurückliegenden Plänen, Arbeiten, Erlebnissen, auch Kämpfen berichtet. Und wenigstens die Allseitigkeit der kirchengeschichtlichen Arbeiten darzustellen ist wohl auch der Nichtfachmann imstande. Zum andern sind die Aufsätze und Abhandlungen von Schwartz in geradezu beispiellosem Maße an vielen und vielerlei Stellen zerstreut, eine Folge eben der Mannigfaltigkeit seiner Arbeit: in unsern philologischen, historischen, theologischen Zeitschriften, in den Sitzungsberichten oder Abhandlungen fast sämtlicher deutschen Akademien und der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft, in Universitäts- und Festschriften. So besteht die Gefahr, daß manches davon zum Schaden der Wissenschaft in Vergessenheit gerät. Darum ist denn auch alsbald nach Schwartz' Tode von seinen Freunden, voran H. Lietzmann, der Plan gefaßt worden, die Sammlung seiner Schriften fortzuführen, von der nur (1938) der I. Band erschienen war. Die Bayerische Akademie d. Wiss. hat die Betreuung des Werkes übernommen, hofft aber auf Förderung auch von anderer Seite. Es ist mit der Zweck dieser Schrift, zu zeigen, um welche Schätze es sich dabei handelt.² Zur Verfügung stand ein für die Sammlung der Schriften

¹ An Nachrufen – alle aus dem Jahre 1940 – liegen mir vor: M. Grabmann HJG 59, H. Lietzmann Ant 16, W. Otto HZ 162, M. Pohlenz Jahrb. Ak. Göttingen, L. Radermacher Alm. Ak. Wien, A. Rehm ByzZ, J. Stroux FoFo.

² Gesonderte Neuausgaben sind vorbereitet von den „Fünf Vorträgen über den griechischen Roman“ und den „Charakterköpfen aus der antiken Literatur“ (s. u. S. 25). Unmittelbar vor Abschluß des Druckes erfahre ich, daß ferner, betreut von H. Berve, die wichtigsten Artikel über „Griechische Geschichtschreiber“ aus der Realenzyklopädie in Sonderausgabe erscheinen werden. Über die „Griechische Ethik“ s. u. S. 28.

durch H. G. Opitz mit größter Sorgfalt hergestelltes Schriftenverzeichnis, zu dem sich nur wenige Nachträge oder Berichtigungen ergaben. Opitz ist im Sommer 1941 ein Opfer des neuen Weltkriegs geworden; ihm, der den kirchengeschichtlichen Arbeiten von Schwartz so nahe stand, würde ein sehr wesentlicher Anteil an der Neuherausgabe zugefallen sein. Ich glaube der Sache zu dienen, wenn ich das Verzeichnis, einer Anregung unseres Herrn Präsidenten folgend, anhangsweise zum Abdruck bringe. (Darauf beziehen sich im folgenden die jeweils beigeetzten Nummern, während im Verzeichnis Seitenangaben in eckigen Klammern auf meine Darstellung verweisen.)

Dankbar benützt habe ich ferner (wie schon Pohlenz) eine Abschrift des „wissenschaftlichen Lebenslaufes“, den Schwartz im Mai 1932 der Wiener Akademie übergeben hat, einer Darstellung von so wundervoller Unbefangenheit dem eigenen Ich gegenüber, daß die Veröffentlichung des Ganzen sehr zu wünschen wäre (im folgenden zitiert „WL“). Endlich habe ich dem Sohne des Verewigten, Herrn Rechtsanwalt Dr. Gustav Schwartz, für mancherlei schriftlich und mündlich erteilte Auskünfte zu danken.¹

¹ Briefe an Eduard Schwartz sind durch das Entgegenkommen des Sohnes an die Handschriftenabteilung der Bayer. Staatsbibliothek gelangt. Ebenda befinden sich nach einer Bestimmung von Ed. Schwartz die erledigten Hs.-Photographien. Das übrige photographische Material wird derzeit in einem Raume des Thes. ling. Lat. im Maximilianeum verwahrt. Einige Manuskriptproben hat der Sohn an unsere Universitätsbibliothek in die neu angelegte Sammlung solcher Schriftstücke gegeben.

DAS ÄUSSERE LEBEN

Als Eduard Schwartz starb, da hatten viele, die den Gang unserer Forschung während der letzten Generationen verfolgten, das schmerzliche Gefühl, nun sei der dritte und letzte aus der Reihe der Großen dahingeshieden, die in Deutschland die Wissenschaft vom klassischen Altertum auf eine so stolze Höhe geführt hatten, daß ihr in der ganzen Welt willig der Primat zuerkannt wurde. Mommsen-Wilamowitz-Schwartz, sie erschienen uns Jüngeren noch in einem höheren Sinn als ein Dreigestirn, als sie das durch ihre Verbindung im Leben waren. Das ist denn auch wiederholt ausgesprochen worden, und es wäre reizvoll, ihrem Verhältnis durch Vergleich ihrer Leistungen, die sich vielfach ergänzen, ihrer Weise des Forschens, ihrer grundlegenden Einstellung zum Objekt nachzugehen. Gemeinsam war allen dreien eine fast unbegreifliche Arbeitskraft, die ihnen bis ins höchste Alter ungebrochen bewahrt blieb, gemeinsam die Fähigkeit, größte Stoffmassen zu beherrschen und doch das einzelne mit scharfem, kritischem Blick zu erfassen, d. h. aber auch Neigung und Mut, das Material unserer Arbeit zu sichern und zu mehren, gemeinsam die Kraft, aus der Fülle der Einzelheiten ein Ganzes von lebendiger Plastik erstehen zu lassen. Und diese Gebilde sind – dies die Signatur der Zeit – so rein geschichtlich gesehen, wie nur möglich, nicht beeinflusst von philosophischer oder ästhetischer Theorie, realistisch, aber doch wiederum nicht positivistisch. Gewiß würden bei näherem Eingehen auch die unterscheidenden Eigentümlichkeiten von Schwartz ungesucht hervortreten, so enge auch sein persönliches Verhältnis zu den beiden Älteren war und so viel der Werdende ihnen verdankt. Er war eben doch ein Stern von eigenem Licht. Aber es scheint einem Manne gegenüber, der von Jugend an mit beinahe nie versagender Sicherheit den Weg gegangen ist, den ihm sein Genius wies, angemessener, diese Folgerichtigkeit der persönlichen Entwicklung und damit die bei aller Mannigfaltigkeit der Themen vorhandene, in der Person gegebene innere Einheit seines ungeheuren Lebenswerkes zum Leitmotiv zu wählen.

„Epochen“ lassen sich in diesem Lebenswerk, das die Zeit von Homer bis Justinian umgreift, nur a parte potiori scheiden; denn es ist nicht an dem, daß etwa die kirchlichen Schriftsteller und die Frühgeschichte der christlichen Kirche erst von da an in Schwartzens Blickfeld getreten wären, wo wir sie zur vorwiegenden Aufgabe werden sehen, und wiederum ist es nicht an dem, daß im Spätwerk die klassische Antike verschwände. Zwei seiner Untersuchungen sind erst nach seinem Tode erschienen – und von ihnen gilt die eine dem Homer, die andere Justinian! Immerhin kann man so weit von einem Vorwiegen der einen oder andern Studienrichtung in gewissen Lebensabschnitten reden, daß es sich rechtfertigen läßt, wenn wir sachliche Gruppen bilden und sie in das Leben gemäß der Zeit der Hauptstücke einordnen. Sachlich Verwandtes möchte ich dann auch gegen die Zeitfolge dort anschließen. Die z. T. überraschenden Synchronismen zeigt ergänzend das Schriftenverzeichnis.

Auch der vielfache Ortswechsel, wie er bei einem deutschen Hochschullehrer jener Zeit nichts Ungewöhnliches war, scheidet bei Schwartz nicht eigentlich Epochen; für den Fortgang seiner wissenschaftlichen Arbeit hat der Ort im allgemeinen nicht viel zu bedeuten, dafür im besonderen um so mehr im ersten Weltkrieg und den ersten Jahren der Nachkriegszeit. Nur in dieser Zeit müssen wir Leben und Werk in ihrer Verflechtung betrachten.

Die Schwartz sind ein holsteinisches Geschlecht. Der Großvater und Vorfahren weiter zurück waren Pastoren, so daß wir auch hier auf das evangelische Pfarrhaus als Seminarium fleißiger Arbeiter und guter Köpfe stoßen. Doch hat schon der Vater Hermann als Gynäkologe die akademische Laufbahn eingeschlagen. Die Mutter war eine Schwester des Archäologen Adolf Michaelis und eine Nichte Otto Jahns, dessen Schwartz noch in späten Jahren mit wehmütiger Sympathie gedachte. Auch zum Historiker J. G. Droysen und zum Archäologen Eugen Petersen bestanden verwandtschaftliche Beziehungen. So ist Schwartz in akademischer Luft aufgewachsen. Am 22. August 1858 ist er in Kiel geboren. Der Vater war hier Privatdozent, wurde aber schon im folgenden Jahre als Ordinarius nach Marburg berufen. Von da kam er im Jahre 1862 nach Göttingen; dort blieb er bis zu seinem Tode (1890). So ergab es sich, daß der Sohn

in Göttingen die Schulen besuchte und auch sein akademisches Studium begann, zunächst zwischen Sprachwissenschaft und klassischer Philologie schwankend. Aber von keinem seiner dortigen Lehrer fühlte er sich nachhaltig ergriffen. Das wurde anders, als er im dritten Semester, 1876, nach Bonn ging, in die damalige Hochburg der klassischen Philologie, zu Usener und Bücheler. Man wird sagen dürfen, daß der Erstgenannte recht eigentlich für Schwartzens Studien richtunggebend geworden ist, nur mit der Einschränkung, daß sich der Schüler von der ihm nicht gemäßen phantasievollen, fast seherhaften Vorzeitschau, die der Meister mit strengster Forschung und mit einer Ausdehnung des Arbeitsgebietes bis in die Spätzeit der Antike verband, stets fern gehalten hat. Zur Beschäftigung mit frühchristlichen Autoren dagegen dürfte Schwartz durch Usener angeregt worden sein. Ein herrliches Denkmal hat er ihm in dem Nachruf gesetzt, der in den Ges. Schr. I wieder abgedruckt ist (Nr. 242). Auch des Bonner Philologischen Vereins gedenkt er im WL mit Dankbarkeit. 1878 hörte er in Berlin Mommsen, dessen Römisches Staatsrecht ihn gepackt hatte. Doch trat er ihm erst später, in Italien, persönlich nahe; eine Arbeitsgemeinschaft erwuchs über der Ausgabe von Eusebios' Kirchengeschichte, zu der Mommsen die Übersetzung (und Fortsetzung) des Rufin beisteuerte. Zu Mommsens engstem Kreise rechnete sich Schwartz nicht, als er ihm 1904 den Nachruf in der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hielt (Nr. 232), der andererseits zeigt, wie für ihn der gewaltige Forscher die zentrale Persönlichkeit in der Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts ist; das Persönliche tritt in späteren Aufsätzen stärker hervor (Nr. 361. 374).

1879 ging Schwartz zu dem 31jährigen Wilamowitz nach Greifswald. „Das war etwas ganz Neues, auch für ein altes Bonner Semester“ (WL). Aus der Schülerschaft wurde mit den Jahren eine Freundschaft, die lebenslang gedauert hat. Von der Echtheit und Innerlichkeit dieses Verhältnisses legt Schwartz' letzter Hermesaufsatz (von 1940, Nr. 386) ein noch persönlicheres Zeugnis ab als der schöne Nachruf (Nr. 352), den er 1932 für unser Jahrbuch geschrieben hat. Wilamowitz' gegen sein Odysseebuch geschriebene „Heimkehr des Odysseus“ hatte ihn geschmerzt, was er den Freunden nicht verhehlt und auch in jenem letzten Auf-

satz ausgesprochen hat; aber er schließt ihn mit dem Bekenntnis, „daß er ohne das, was er von Wilamowitz durch dessen Bücher und Briefe gelernt habe, keine Zeile über Homer hätte vortragen oder schreiben können“. Den Weg des von ihm so verehrten Mannes hat der um zehn Jahre Jüngere im allgemeinen nicht gerne gekreuzt. Er wollte nicht als sein Konkurrent auftreten. Beleuchtet wird diese Abneigung durch eine Äußerung aus seinen Münchener Jahren, die mir von mehreren Ohrenzeugen berichtet wird: es sei für ihn ein Motiv für die immer stärkere Hinwendung zur christlichen Antike gewesen, daß er mit seiner Arbeit Wilamowitz habe ausweichen wollen. Doch ist mir fraglich, ob sich ihm dies nicht erst in der Rückschau so darstellte, die große Ernte auf christlichem Gebiet sich nicht vielmehr in innerer Konsequenz aus der Bestellung des gewaltig ausgedehnten, nahezu brachliegenden Feldes ergeben hat.

Im Herbst 1879 kehrte Schwartz nach Bonn zurück. Schon 1877 hatte Usener im Anschluß an eine Seminararbeit des hoffnungsvollen Studenten als Thema einer Preisaufgabe die mythographischen Homerscholien gewählt. Schwartz löste sie, und die Untersuchung (Nr. 2, s. auch u. S. 16) ist dann als Festschrift zu Büchelers 25jährigem Doktorjubiläum erschienen. Zur Promotion benützte er ein anderes, gleichfalls in die Mythographie einschlagendes Thema (Nr. 1, s. auch u. S. 16). Sie fand im Juli 1880 statt. Man wird aber nicht fehl gehen, wenn man auf Bonner Anregungen auch die Editionspläne zurückführt, mit denen Schwartz 1881 als Reichsstipendiat nach dem Süden ging, nach Italien, das er sehr lieb gewann, dessen Sprache er bald vortrefflich sprach und wohin er noch des öfteren zurückgekehrt ist (während er den Boden Griechenlands niemals betreten hat). Die Doppelheit seiner Arbeitsgebiete zeigt sich gleich hier: sowohl für die Euripidesscholien wie für Tatian und Athenagoras, ja – um der dort zu findenden indirekten Überlieferung der Apologeten willen – auch für Euseb, und zwar nicht bloß für dessen Kirchengeschichte, fertigte er Kollationen. Zu Lebensgenuß und Freundschaft – hier ist Christian Hülsen zu nennen –, zu wandern – dem Genießen der Landschaft, aber auch zum Studium der Denkmäler und Museen behielt der Unermüdliche daneben noch Zeit genug. Archäologe ist er auch im Süden nicht geworden, so hoch

er die Bereicherung durch dies Schauen auch noch im WL einschätzt. Immerhin hat er „auch durch zwei italienisch geschriebene Aufsätze (Nr. 3. 4) seine Visitenkarte pflichtschuldigst bei der Archäologie abgegeben“ (WL). Der bedeutsamere erste steht mit seinen mythographischen Studien im Zusammenhang.

Noch über die Stipendiatenzeit hinaus arbeitete er an seinen Kollationen, zuletzt auch in Paris. 1883 in die Heimat zurückgekehrt, habilitierte er sich 1884 in Bonn; die Habilitationsschrift blieb ungedruckt, was er nicht bereute. Unter den Themen, über die er las, hebt er im WL die hellenistische Prosa und die hellenische Historiographie hervor. Beide hat er auch noch in München behandelt, beide sind für seine literarische Produktion wichtig geworden, das zweite zumal. 1887 ging er nach Rostock, zunächst als ao. Professor; schon ein halbes Jahr später wurde ihm das Ordinariat übertragen. In Rostock verheiratete er sich 1888 mit der Landratstochter Emma Blumenbach, deren Urgroßvater der große Göttinger Anatom war. Was ihm die edle, verständnisvolle, mit hellem Geist begabte Frau, die ihn um zwei Jahre überleben sollte, gewesen ist, ahnen die Nächsten. Drei Söhne hat sie ihm geschenkt. Dem Gedächtnis des ältesten ist das Thukydidesbuch, dem der beiden älteren der I. Band der Ges. Schr. gewidmet. Es folgte auf der akademischen Laufbahn 1893 Gießen, 1897 Straßburg. Diese erste Straßburger Periode bezeichnet Schwartz im WL als die glücklichsten Jahre seines Lebens. Ausgezeichnete Kollegen, von denen ihm Richard Reitzenstein und Bruno Keil auch in naher Freundschaft verbunden waren, bereicherten das geistige Leben; gewiß gab aber auch das Bewußtsein, hier eine politische Aufgabe zu erfüllen, der dortigen Wirksamkeit einen besonderen Charakter. Ist doch Schwartz politisch stets stark interessiert gewesen. Er hat sich hernach in Göttingen, dann in verstärktem Maße in der zweiten Straßburger Periode und noch etliche Jahre in seiner Münchener Zeit, zuerst als Nationalliberaler, nach dem Weltkrieg als Deutschnationaler, betätigt, immer im echtsten deutschen Sinne. In Straßburg insbesondere galt es, der so schwer vor sich gehenden innerlichen Verbindung des Reichslandes mit dem Reich zu dienen. Es ist Schwartz gelungen, das Vertrauen der deutschgesinnten Elsässer in vollem Maße zu gewinnen. Ganz stark

ausgewirkt hat sich dies dann im Weltkrieg, in der Tragik der zweiten Straßburger Periode. Ungern folgte Schwartz 1902 dem Rufe nach Göttingen (wieder, wie 1897 in Straßburg, als Nachfolger Kaibels). Die Göttinger Professorenjahre wurden eine Epoche besonderer literarischer Fruchtbarkeit, und die enge Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft mit Julius Wellhausen hat auf Schwartz tief eingewirkt: Wellhausen ist der einzige Weggenosse, dem Schwartz in reifen Jahren Einfluß auf Wahl und Richtung seiner Studien gewährte. Der Nachruf, den er 1918 dem Freund gewidmet hat (Nr. 290), ist der persönlichste, der aus seiner Feder geflossen ist, ein wahres Juwel im Kranz der Ges. Schr. In der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften aber, in deren Schriften er wie später in denen unserer Akademie wichtigste Arbeiten veröffentlicht und der er als Redakteur der GGA wesentliche Dienste geleistet hat, fand er ein offenes Wirkungsfeld. Gleichwohl war ihm Göttingen, wo es an akademischen Kämpfen nicht fehlte (Pohlentz berichtet von ihnen), nicht sympathisch, und er schied von dort gern 1909, um in Freiburg i. Br. seinem geliebten Elsaß wieder nahe zu sein; dies auch um der Beziehungen zur Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft willen, von denen noch zu reden ist. Als dann 1913 durch den Weggang Bruno Keils wieder eine Professur in Straßburg frei wurde, folgte Schwartz mit Freuden dem dringenden Ruf der dortigen philosophischen Fakultät. „Das war, schreibt er im WL, ein Appell, dem ich glaubte folgen zu müssen. Ich habe es nicht bereut. Das große deutsche Schicksal an der Grenze in Verbindung mit dem eigenen zu erleben war etwas Großes, das ich um keinen Preis missen möchte, so teuer ich es auch habe erkaufen müssen.“ Im Jahre 1915/16 führte er das Rektorat, in gutem Verhältnis zu den militärischen Stellen. Die packendsten der Reden, die in Ges. Schr. I in dem Abschnitt „Inter arma et post cladem“ wieder abgedruckt sind, hat er in jenen Jahren gehalten, zwischen 1914 und 1916 (Nr. 276. 280. 281. 286).¹ Das

¹ Unter die Kriegsreden stellt er dort auch den Vortrag „Gymnasium und Weltkultur“ (Nr. 288), mit Recht, nicht bloß wegen der Entstehungszeit. Er hat darin Front gemacht gegen die wunderlichen Reformpläne, die der Krieg auftauchen ließ, und ist kraftvoll eingetreten für die Erhaltung des Gymnasiums als des Mittels zur Bildung des deutschen Menschen an der

„eigene Schicksal“ aber, von dem er im WL spricht, war so hart, daß eine schwächere Natur daran zerbrochen sein würde. Er erzählt selbst: „Drei erwachsene Söhne schickte ich ins Feld, den einen, der gerade diente, sofort; er ist der einzige, der, freilich einarmig, zurückgekehrt ist. Die beiden älteren rückten nach zwei Monaten aus. Mein Ältester, ein geborener Gelehrter, hatte Geschichte studiert, sich mit einer Preisarbeit und Dissertation über die deutschen Bischöfe Reichsitaliens gut eingeführt und war Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae* geworden. Ich hatte ihm die Bearbeitung des achten Konzils zugedacht. Noch nicht vierzehn Tage im Felde, fiel er. Der Zweite machte den ganzen Krieg mit, wurde bald Offizier. Auf dem Rückzug 1918 schwer verwundet, starb er in Frankfurt a. d. Oder, wohin er schließlich transportiert war, gleich nach dem Ausbruch der großen Meuterei, die man Revolution zu nennen pflegt. Ich erhielt die Nachricht, als ich auf der Flucht aus Straßburg in Freiburg angekommen war, am 15. November 1918.“ Beim Zusammenbruch mußte ja Schwartz, von den Franzosen u. a. wegen einer Denkschrift über die künftige Gestaltung der Reichslande auf eine „schwarze Liste“ gesetzt, fliehen unter Zurücklassung aller Habe, auch seiner Bücher. In Freiburg begann er wieder zu lesen und leitete zeitweilig Hilfswerke für die anderen Vertriebenen. Aber das war nur eine Zwischenstation.

1919 wurde von Ostern ab Schwartz als Nachfolger von Crusius der Unsere. Wir sind stolz darauf, daß er in München die Heimat fand, in der er sich wohl fühlen, in Universität und Fakultät, bald als anerkannter Führer, und in der Akademie wirken und das große Unternehmen der *Acta conciliorum* wieder aufnehmen und in dem Rahmen, den er sich nunmehr gesteckt hatte, nahezu vollenden konnte. Die Anfänge hier in München waren schwer

Antike. Als eine seiner wenigen Äußerungen zur Schulfrage (doch s. auch Nr. 305) ist der Vortrag bedeutungsvoll mit seiner scharfen Scheidung zwischen den Aufgaben der Universität und der höheren Schule, seiner Schätzung der Schularbeit, seiner Würdigung des Römertums und seinem tiefen Einblick in die Problematik gerade der deutschen Geistesbildung. – Unmittelbare Beziehungen zum Schulwesen hat Schwartz nur in Baden gehabt, aber mit Vorträgen hat er sich auch in München gern seinen Vertretern und Freunden zur Verfügung gestellt.

genug. Mit Hilfe von Kollegen wurde das Notwendigste an Wohnungseinrichtung beschafft, da der beschlagnahmte Hausrat nicht zurückgegeben wurde (vom wissenschaftlichen Apparat ist noch zu reden, s. u. S. 45). Auch die Lehrtätigkeit nahm Schwartz sogleich im vollen Umfang auf und führte sie samt dem Zubehör der Mitwirkung bei den Staatsprüfungen fort bis zur Vollendung des 70. Lebensjahres. Auch dann noch las er mehrere Publica, meist aus seinem kirchengeschichtlichen Arbeitsgebiet, einmal auch über griechische Ethik. Er stellte in Vorlesungen und im Seminar, in dem er Philosophisches und textlich schwierige Schriften bevorzugte, hohe Anforderungen, aber die Wucht seiner Persönlichkeit riß die Jugend mit, und die Tüchtigen, von denen so mancher auch hier ihm näher trat, erfuhren einführende persönliche Förderung, wiewohl Schwartz nach seinem eigenen Bekenntnis nicht darauf ausging, Schule zu machen. Auch wo ihm außerhalb seines Schülerkreises energisches wissenschaftliches Streben begegnete, war er als Helfer zu haben wie etwa bei R. Schneiders Neubearbeitung der griechischen Poliorketiker. In weiterem Sinne aber Organisator wissenschaftlicher Arbeit zu sein, wie das Mommsen im hervorragendsten Maße und für die IG auch Wilamowitz war, lockte ihn nicht.

Von seinen Wirken für unsere Akademie darf auch ein Wort gesagt werden. In welchem Umfang er ihre Schriften bereichert hat, davon wird später zu reden sein. Wie er in ihren Kommissionen und als ihr Vertreter, sei es im Kartell, sei es bei internationalen Verhandlungen, für sie tätig war, das kann hier nicht dargestellt werden. Aber von seiner Präsidentschaft, 1927–1930, dürfen wir nicht schweigen. Es waren die Jahre, in denen die nach Beendigung der Inflation allzu schnell entfaltete wirtschaftliche Scheinblüte wieder zu welken begann. Erreicht wurde, daß die Rechnungskammer den von ihr belegten Trakt des Wilhelminischen Gebäudes räumte und wenigstens das Institut für Geologie Luft bekam. Für das Zoologische Institut kam Hilfe vom Ausland. Aber damit war die Raumnot der Sammlungen noch nicht behoben. Die sehr viel weitergehenden, auch unter früheren Präsidentschaften erwogenen, von Schwartz mit aller Energie und manchen neuen Ideen aufgenommenen

Pläne in dieser Richtung kamen unter der Ungunst der Zeit nicht zur Ausführung, wie sie denn auch heute noch unerledigt sind. Der Thes. ling. Lat. aber, der schon früher die höchst dürftige Unterkunft im Wilhelminum verlassen hatte, fand unter Schwartz' energischer Mitwirkung ein angemessenes Heim im Maximilianeum. Andere Aufgaben waren mehr interner Art, so die Neuordnung des Kanzlei-, Archiv-, Bibliotheksbetriebes und die Aufwertung der Stiftungsfonds, die z. T. auch eine Neuordnung war und viel Mühe kostete. Rückblickend staunt man, daß die Fülle dieser Verwaltungsarbeit keineswegs zu einer Verminderung der wissenschaftlichen Produktion geführt hat.

Das letzte Jahrzehnt von Schwartz' Leben gehörte endlich ganz der Arbeit für die Wissenschaft. Körperlich rüstig bis auf ein leichtes Nachlassen des Gehörs, geistig frei von jeglicher Spur des Alterns, temperamentvoll wie nur irgendein Junger, ist er unter uns gewandelt bis zu der kurzen Krankheit (einer Bronchitis mit nachfolgender Lungenentzündung), die ihn die allerletzten Tage in Bewußtlosigkeit hüllte. Er hat den Tod nicht gesehen.

Die Fülle der Ehren, die dem Manne zufielen, der ein anerkannter Führer seiner Wissenschaft war, biographisch einzureihen, möchte ich mir versagen. Außer den deutschen Akademien von Berlin, Heidelberg, München, Wien (hier seit 1932 als Ehrenmitglied) und der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft gehörte er der Petersburger, der dänischen, ungarischen, schwedischen Akademie an und war Ehrendoktor der Jurisprudenz, der Theologie, der Medizin. Unter den Auszeichnungen von staatlicher Seite, unter denen der Orden pour le mérite und der Maximiliansorden war, hat ihn, das mag gesagt werden, die Verleihung des Adlerschildes durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg zum 75. Geburtstag besonders gefreut.

II

MYTHOGRAPHIE. APOLOGETEN. GRIECHISCHE HISTORIOGRAPHIE. VORTRÄGE

Die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sind die Zeit, in der deutsche kritische Arbeit in die rudis indigestaque moles der griechischen Mythographie, aus der bis dahin die Forscher ungeprüft oder doch mit ganz subjektiver Abschätzung der Glaubwürdigkeit Stücke herausgegriffen hatten, um sie zur Rekonstruktion einzelner Mythen und ihrer Entwicklung zu benützen, Ordnung brachte und mit ihr die Forderung, die Zeugnisse, ehe man sie verwendete, ähnlich auf ihren Wert zu prüfen, wie das für die geschichtliche Überlieferung grundsätzlich anerkannt war. Zu den frühesten Arbeiten dieser Art (nach Roberts Dissertation über die apollodorische Bibliothek und seiner Rekonstruktion der Katasterismen) gehören die beiden Erstlinge von Schwartz. Zwar die Dissertation, die zuerst herausgegebene Arbeit (Nr. 1), war kein Treffer, da, wie ein paar Jahre später Bethe in seiner Dissertation nachwies, der Mythograph Dionysios Skytobrachion nicht sowohl ein ernst zu nehmender Schriftsteller als ein Romanschreiber und dazu kecker Erfinder von Schwindelzitate ist, was Schwartz, als er den Mann in der RE (V 929 ff.) zu behandeln hatte, auch unumwunden zugab (s. jetzt Jacoby in FgrHist. I n. 32). Auch was er dem Dionysios an Material zuwies, war z. T. anders unterzubringen, wie Schwartz selbst bald darauf erkannte (in Nr. 6). Aber ein voller Erfolg war die Arbeit über die mythographischen Homerscholien (Nr. 2). Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, daß man jedes ἡ ἱστορία παρὰ τῶι δεῖνι in ihnen erst prüfen muß, ehe man es für wahr nimmt. Man denkt kaum mehr daran, daß diese Erkenntnis Schwartz verdankt wird. Nehmen wir aus etwas späterer Zeit den Artikel über die apollodorische Bibliothek in der RE, der erst die abschließende Beurteilung dieser Schrift brachte und Bethes Hypothese des einen großen „Handbuchs“ bestimmt ablehnte, sowie die einschlägigen Partien aus dem Diodorartikel der RE hinzu, so versteht man sehr wohl, daß noch 1921, als Schwartz längst dieses Gebiet sozusagen auf

Nimmerwiederschen verlassen hatte, O. Gruppe ihn in seiner „Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte“ (Suppl. zu Roschers Lexikon) als den „gegenwärtig vielleicht gründlichsten Kenner der antiken Mythographie“ bezeichnet hat.

Den Reichsstipendiaten finden wir von vornherein anderen Interessen zugewandt, als Handschriftenforscher und künftigen Editor mit weit aussehenden Plänen, wie schon o. S. 10 bemerkt. Die Euripidesscholien bedurften einer Neubearbeitung, obwohl die Ausgabe von W. Dindorf gar nicht sehr weit zurücklag (1863); aber sie war mit einem Wust byzantinischer Scholien belastet, und das alte Gut war kaum herauszufinden. Schwartz baut auf den richtigen Handschriften auf, gefördert auch durch glückliche Funde, stößt mit sicherem Blick den Ballast ab und verbessert den Text an vielen Stellen. So nimmt denn heutzutage wohl nicht leicht mehr jemand die Dindorf'sche Ausgabe zur Hand. Nachdem Bd. I 1887 erschienen war (Nr. 9), kostete die Fertigstellung des II. (Nr. 17), der durch die musterhaften, höchst mühevollen Indices ausgezeichnet ist, nach einer Bemerkung im WL Überwindung, zumal diese Edition in Schwartz' Lebenswerk isoliert steht; gelesen freilich hat er über Euripides immer wieder, auch in seinen letzten Jahren. Der Mitarbeit, die Wilamowitz, nachdem er den I. Band ziemlich kritisch angezeigt hatte (DLZ, jetzt Kleine Schriften I 173 ff.), beim II. Bande leistete, gedenkt Schwartz im WL mit großer Dankbarkeit.

Wilamowitz hat auch die Bogen für Tatian und Athenagoras (Nr. 11. 16) mitgelesen, zwei abschließende, ganz neu auf dem hsl. Material aufgebaute Ausgaben. Wiederum sind die Indices, bei einigen Stichwörtern zu einer Art Kommentar gestaltet, von höchstem Werte. Daß Schwartz durch Tatian auf die Eusebiosüberlieferung geführt wurde, ist schon oben S. 10 gesagt: ja es liest sich wie eine Ankündigung der späteren großen analytischen Leistung für diesen, wenn p. V bemerkt wird: „*Deinde Eusebii codicum fere omnium proprium est, ut non extent archetyporum exemplaria accurata, sed iterum iterumque novatae recensiones.*“

Die produktive Arbeit der Bonner Dozentenjahre wie dann der Rostocker und Gießener Zeit gehörte aber doch vorwiegend den griechischen Historikern. Hier steht der jugendliche Gelehrte

ganz auf eigenen Füßen. Er bemächtigt sich sozusagen zu den Mythographika und den Editionen einer dritten Provinz. Durch eine Vorlesung ist er, so scheint es, zur einläßlichen Beschäftigung mit der Historiographie gekommen; aber die Konsequenz der Entwicklung tritt darin greifbar hervor, daß der erste Beitrag sich auf dem Grenzgebiet von Mythos, Ethnographie, Philosophie und (Pseudo-)Historie bewegt und, wie schon erwähnt, eine Korrektur an der Dissertation bringt. Es ist der Aufsatz über Hekataios von Teos (häufiger H. von Abdera genannt), Nr. 6. Das Bedeutsamste an dem Aufsatz, dessen bleibenden Wert man an Jacobys Artikel RE VII 2750ff. ermessen mag (zu FgrHist. n. 264 steht der Kommentar noch aus), dürfte sein, daß sich in ihm die weiterhin immer festgehaltene Art von Schwartz schon voll entwickelt zeigt, auf Grund nüchterner Prüfung der Zeugnisse zu einem klaren Bild vom innersten Wesen des behandelten Autors vorzudringen.

Es folgte im nächsten Jahr eine rein analytische Arbeit, die erste, die dem größten der griechischen Historiker gewidmet ist (Nr. 7). Da Schwartz selbst sie durch sein Buch fast 25 Jahre später überholt hat, sei, wiederum als charakteristisch für die Konsequenz seines Forschens, hier nur der Satz ausgeschrieben, mit dem Schwartz damals schloß: „Die unitarische Auffassung ist in der thukydidischen Frage ebenso rettungslos verloren wie in der homerischen.“

Eine andere, ähnlich programmatische Äußerung findet sich in der Vorbemerkung zu dem Aufsatz, der im ersten Teil eine quellenmäßige Darstellung der Vorgänge beim Fall Athens am Ende des peloponnesischen Krieges, im zweiten eine unübertreffliche Charakteristik Xenophons und dazu die heute noch umstrittene Hypothese enthält, daß dessen ganze Schriftstellerei in die Zeit nach der Vertreibung aus Skillus falle (Nr. 12): „Nachdem man eine Reihe von Jahren hindurch Quellen über Quellen gesucht, die griechische Historiographie, statt mit klaren Charakterbildern, mit wesenlosen und verwirrenden Schatten angefüllt hat, ist das Mißtrauen erwacht.“ Da ist negativ gesagt, was Schwartz positiv angestrebt hat. Natürlich will er nicht auf Quellenuntersuchungen verzichten, vielmehr begegnet uns die Frage nach den Quellen nicht bloß in den Arbeiten, die

in diesem Abschnitt zu berühren sind, sondern genau so in späteren und spätesten, soweit eben die Analyse darauf führte, die Antworten jedoch, die er sucht, sind grundsätzlich anderer Art als üblich. Auf die Benennung des Autors kommt ihm, wo sie nicht völlig zu sichern ist, wenig an, so bei den Benützern der römischen Annalistik, so auf griechischem Gebiet etwa bei Appian, Diogenes Laertios, so auch bei Curtius; aber „klare Charakterbilder“ will er gewinnen, und das nun nicht nur von dem vorliegenden Schriftsteller, wie er das bei dem eben genannten Xenophon erreicht hat, sondern – die weit schwierigere Aufgabe – auch von den Quellenschriftstellern, wovon der Hekataiosaufsatz ein Beispiel unter vielen ist. Dieses Programm ist nicht am Schreibtisch ersonnen, es ist unmittelbar bedingt durch Schwartzens eigentümliche Anlage, seinen Realismus. Er kann nicht anders als überall lebendige Menschen agieren sehen. Die scharfsinnigste logische Analyse der Überlieferung ist ihm nur die Vorstufe für die Erfassung eines Menschen von Fleisch und Blut mit seinem Willen und seiner Leidenschaft. Für den Historiker im Philologen Schwartz gibt es sozusagen nicht ein Abstraktum „Quelle“, sondern die Vermittler der geschichtlichen Überlieferung sind selber für ihn geschichtliche und aus ihrer geschichtlichen Situation, ihren Stimmungen und Parteiungen heraus zu begreifende Gestalten. Ein Schriftsteller aber, bei dem man nichts in der Hand behält, wenn man ins volle Menschenleben hineingreifen will, wie Dionysios von Halikarnaß, ist eben deshalb Schwartz „unausstehlich“. – Wie unlöslich sich bei ihm die Suche nach dem Charakter eines Autors mit der anschaulichen Erfassung seiner Zeit verbindet, das zeigt ein Blick in seine halbpopulären Bücher, den „Griechischen Roman“ und die „Charakterköpfe“, von denen noch zu reden ist. Doch auch in ganz esoterischen Schriften wie etwa der über Demosthenes' erste Philippika (Nr. 20) ist dieses realistische Erfassen der Zeitverhältnisse das Mittel zum Verständnis des Schriftwerkes, hier der demosthenischen Publizistik. Mit dieser Sehweise neue Einsichten gewinnen konnte und kann nur der mit den Quellen selbst aufs innigste Vertraute. Es ist unverkennbar, daß der junge Dozent und Professor so, ohne sich mehr, als zur eigenen Orientierung unerläßlich, mit der neueren Lite-

ratur abzugeben, seine Vorlesungen und Übungen aufgebaut hat; das eigene, freilich besonders scharfe Schauen ist letztlich der Stahl, mit dem er aus jedem Stein Funken schlägt. Gerade aus den ersten Jahren der Hochschultätigkeit sind die Schriften besonders zahlreich, denen man anmerkt, daß sie aus der Werkstatt des Hörsaals hervorgegangen sind.¹ Da sie keineswegs alle den Historikern gelten, soll einiges davon noch am Ende dieses Abschnitts erwähnt werden.

Wenden wir uns nun aber zu den Historikerarbeiten in concreto, so ist gleich zu vermerken, daß sie, sogar ihrer Mehrzahl nach, nicht durch den Lehrbetrieb, sondern durch die erneuerte Paulysche Realenzyklopädie hervorgerufen sind, den großen Arbeitgeber der Altertumswissenschaft, der nun schon seit fünfzig Jahren unter uns *πλείστον λόγων πατήρ* ist. Es war ein guter Griff ihres Redaktors Wissowa, daß er von Anfang an die griechischen Historiker (zu denen dann auch Curtius kam) Schwartz, der sich durch die seit 1885 erschienenen Aufsätze als der gegebene Mann ausgewiesen hatte, zur Bearbeitung übertrug. Wie hat er die Aufgabe gelöst! Von A bis E, schließend mit dem eigentlich schon als Nachläufer zu betrachtenden Eusebios, d. i. von 1894 bis 1907, zählt man an die 200 Artikel. Unter ihnen ist natürlich eine Menge von kleinen, auch sie übrigens nicht arm an wertvollen eigenen Beobachtungen. Die Hauptsache aber ist, daß die großen Artikel – im folgenden sollen einige davon hervorgehoben werden – unter Schwartz' Händen Abhandlungen geworden sind, die geradezu zum Handapparat des Historikers gehören. Die Durcharbeitung geht so ins einzelne, daß man sich immer wieder fragt, wo Schwartz dazu die Zeit hergenommen hat. Auch so weit die Fragmente von Autoren

¹ Das gilt namentlich von den nicht wenigen Rostocker und Göttinger Universitätsprogrammen. Auch so weit sie im folgenden nicht berührt werden, enthalten sie großenteils dauernd Wertvolles; gerade solche kleine Kostbarkeiten soll die Sammlung der Schriften erhalten helfen. Andere Programme wieder regen durch mehr oder minder kühne Hypothesen an, so Nr. 15 mit der (in der Formulierung nicht ganz glücklichen, in der Sache berücksichtigungswerten) Annahme „ionischer Sophistik“ als Teilquelle Herodots oder Nr. 18 mit dem Versuch, Thrasymachos von Chalkedon durch Heranziehung von Antiphon und Euripides als Erfinder kunstmäßiger rednerischer Disposition zu erweisen.

jetzt in der sorgfältigen Neubearbeitung Jacobys in den Fgr-Hist. vorliegen, pflegt die Darstellung von Schwartz nicht überholt zu sein, ganz abgesehen davon, daß Jacoby, wo er an ihn anzuknüpfen hat, es fast durchweg zustimmend tun kann. Daß das subjektive Element bei dieser *κρίσις* der Schriftsteller eine große Rolle spielt, daß folglich hier von Schwartz nicht ausnahmslos das letzte Wort gesprochen ist, wird keinen Einsichtigen wundern. Wenigstens in einem Falle, bei einem Parergon (Sallust), soll das beispielshalber noch etwas beleuchtet werden. Sonst kann es unsere Aufgabe nicht sein, in jedem Falle den sog. heutigen Stand der Wissenschaft mit den Anschauungen, die Schwartz vertreten hat, zu konfrontieren. Viel wichtiger ist ja auch der Fortschritt im Grundsätzlichen, den Schwartz gebracht hat.

Ganz besonders deutlich tritt das hervor bei den Alexanderhistorikern, von deren Behandlung z. B. Kornemann (Die Alexandergeschichte des Königs Ptolemaios I. von Ägypten) ausdrücklich rühmt, daß erst Schwartz (zusammen mit der Fortführung der Arbeit durch Jacoby) uns die Quellenverhältnisse klarer sehen gelehrt hat. Schwartz hat ihnen, die ja auch wirklich fast alle scharf ausgeprägte Individualitäten sind, eine besondere Liebe zugewandt, ja die Absicht gehabt, sie zusammenhängend zu behandeln. RE II 912 verheißt er einen Aufsatz über sie, II 1238 sogar ein Buch „Einleitung in die Geschichte Alexanders“, das leider nicht erschienen ist. Eine Spur ist wohl auch in der Bemerkung des WL zu erkennen über geographische Studien zum Alexanderzug, die Schwartz veranlaßten, Russisch zu lernen, aber wegen der Schwierigkeiten sprachlicher Behandlung der Ortsnamen aufgegeben wurden. (Eine ungewöhnliche Vertrautheit mit der historischen Geographie Asiens ergab sich aber doch als bleibender Ertrag, und eine späte Frucht davon sind, wie im WL ausdrücklich gesagt ist, die Philologusaufsätze Nr. 345. 348.) Für die Alexanderhistoriker gaben immerhin in der RE die Artikel Aristobul, Arrian, Curtius Gelegenheit, das Wichtigste auszusprechen. Einiges bringt der „Griechische Roman“ (Nr. 141) hinzu. Aus diesem Arbeitskomplex ist auch die Anregung zu Bretzls „Botanischen Forschungen des Alexanderzuges“ erwachsen, deren Schwartz im WL mit Wehmut gedenkt.

Aus der RE seien beispielsweise noch genannt Apollodoros N. 61 II. III (dies die Bibliothek betreffend), von Schwartz selbst noch später als besonders gelungen bezeichnet, Cassius Dio, Diodoros, den auch heute jeder nachschlägt, der sich mit dem Kompilator zu befassen hat, Diogenes Laertios, trotz oder wegen der vorsichtigen Bescheidung in der Quellenfrage noch nicht überholt, Ephoros, endlich der großartige Abschluß Eusebios, der nun freilich eigentlich der Autor ist, um den sich Schwartz wie um keinen andern verdient gemacht hat.

Dieser Artikel ist einer der umfangreichsten in den früheren Bänden der RE. Er ist das letzte Wort von Schwartz zu dem Manne, dessen Kirchengeschichte ihn so lange beschäftigt und dessen Materialien er immer wieder verwertet hat. Natürlich behandelt ihn der Artikel nach allen Seiten, sein ganzes Leben, also auch die Rolle, die er nach der Abfassung der KG in der Geschichte spielen sollte, sowie seine Schriftstellerei in ihrem ganzen Umfang. Mit guten Gründen angefochten ist Schwartzens schon in Nr. 21 vertretene Auffassung des Verhältnisses des Hieronymus zu Eusebs Chronik. Hieronymus soll eine schwer verfälschte Ausgabe zur Vorlage gehabt haben; das Tabellensystem sei nicht eusebisch (in der Ausgabe der KG Bd. 3 p. CCXXX ss. ausführlicher). Widerspruch erhebt Helm (Eusebius Bd. 7, 2 p. XXXVII ss. und AbhBAw 1923, S. 18 ff.).

In so manchem der großen Artikel findet man mehr, als das Lemma erraten läßt, etwa im Cassius Dio die schöne Einlage über seine und des Tacitus gemeinsame Vorlage, im Curtius weit ausgreifende Betrachtungen über die Beurteilung Alexanders bei Livius und Timagenes-Trogus, im Ephoros eine Würdigung des Theopomp, dem Schwartz damals auch den Historiker von Oxyrhynchos zuschrieb, während er sich später für Ephoros entschied (Nr. 376 S. 21, 3); ja in dem Ephorosartikel steckt ein ganzer Abriss der hellenistischen Geschichtschreibung. Damit nicht genug. Enge hängt mit diesen Pflichtarbeiten eine Anzahl Aufsätze zusammen, die nebenher erschienen, mit Ephoros z. B. Nr. 262, mit Ephoros-Theopomp der ältere Aufsatz Nr. 168 über Kallisthenes' Hellenika (wo allerdings wie bei Ephoros gegen die chronologischen Ansätze gewichtige Einwände erhoben worden sind); im weiteren Sinn gehört auch der

Aufsatz über Timaios' Geschichtswerk (Nr. 167) in diese Reihe wie der über die Verteilung der römischen Provinzen nach Caesars Tod (Nr. 165) zu Appian, oder zu Dionys von Halikarnaß die in glänzendem Latein und voll Humor vorgetragene Demaskierung eines Annalistenberichtes über eine angebliche Verschwörung frührepublikanischer Zeit als boshafte Persiflage des Catilavernichters Cicero (Nr. 194).

Die historischen Untersuchungen dieser Zeit, die neben den mit der RE zusammenhängenden selbständig einhergehen, sollen hier nicht alle genannt oder gar besprochen werden, obwohl kaum eine darunter ist, die nicht den Stempel dieses jeden Gegenstand originell anpackenden Geistes trägt. So die gewaltige Arbeit, die in der umfangreichen Abhandlung über die Königslisten des Eratosthenes und Kastor (Nr. 21) mit der Rekonstruktion der alexandrinischen Studien über älteste Chronologie steckt und die in ihren Hauptergebnissen heute noch unerschüttert steht.¹ Ein paar andere Schriften müssen wegen der starken Anregung, die von ihnen ausging, hervorgehoben werden. Da ist die schon oben S. 19 erwähnte über Demosthenes' I. Philippika (Nr. 20), bedeutsam in doppelter Hinsicht: Schwartz legt Bresche in die bis dahin allgemein herrschende gläubige Hinnahme der Chronologie der Staatsreden, wie sie Dionysios von Halikarnaß gibt, und macht damit die ganze Chronologie der Reden zum – zeitweilig vielbehandelten – Problem, und er betont den Unterschied zwischen den in der Volksversammlung gehaltenen und den veröffentlichten Reden aufs entschiedenste, so daß er die letzteren als politische Broschüren betrachtet, auch dies ein fruchtbarer Gesichtspunkt. Doch dürfte hierüber noch nicht das letzte Wort gesprochen sein, zumal die Frage nicht nur den Staats-, sondern ähnlich den Gerichtsreden gegenüber und nicht nur bei Demosthenes, sondern bei allen attischen Rednern, ja auch bei Cicero zu stellen ist. Der neue Zeitansatz für die I. Philippika aber hat so gut wie allgemein Beifall gefunden. Schwartz hat seine Fragestellung durch tüchtige Schülerarbeiten weiter behandeln

¹ Vgl. darüber und über die – spärlichen – späteren Untersuchungen zu dem Thema Jacoby, FgrHist. zu Nr. 241 (IId 707) und Nr. 250 (IId 816 f.). Schwartz stellte auch zu diesem Thema Weiteres in Aussicht (S. 37, 52), ist aber nicht zur Ausführung gekommen.

lassen, ohne daß allgemeine Übereinstimmung erzielt ist.¹ Er selbst plante damals ein Buch über Demosthenes.

Weiter fällt in diese Epoche der berühmte „jedem Philologen bekannte“ Aufsatz „Die Berichte über die catilinarische Verschwörung“ (Nr. 143). Er analysiert die gesamte Überlieferung bis herab auf Appian, und z. B. die Rekonstruktion des livianischen Berichtes ist keine geringe Leistung. Stark gewirkt hat er aber nur mit seinem ersten Teile, der Analyse und Deutung von Sallusts *Catilina*. Für eine Generation hat er das Urteil über dies Werk Sallusts, ja über diesen selbst bestimmt. Schwartz sieht mit Mommsen in Sallust den erbitterten Gegner der Nobilität und unbedingten Verehrer Caesars und glaubt, derselbe sei zu der Schrift durch das (posthume) Erscheinen von Ciceros Memoirenbuch *De consiliis suis* bestimmt worden, das weit schwerere Anschuldigungen gegen Caesars Verhalten in jener Epoche enthalten habe, als Cicero zu Lebzeiten Caesars hatte ahnen lassen. Sallust gehe darauf aus, „Cicero, seine Person und seine Darstellung zu vernichten“. Wenn diese „Tendenzhypothese“ heute mitunter als etwas schlechthin Abgetanes nur gelegentlich und nebenbei erwähnt wird, so ist zuzugeben, daß der Grundstein des kühnen Baues 1926 durch W. Bährens' Nachweis, daß Cicero nicht ungerecht behandelt wird, herausgebrochen ist. Darnach wurde auf ein Jahrzehnt das Sallustproblem eine Art von philologischem Tagesgespräch, in dem fast jeder Teilnehmer wieder anderes von Schwartz' Aufstellungen anfocht oder anerkannte und, über den Einzelfall hinausgreifend, wie es besonders erfolgreich Klingner tat, ein neues Sallustbild anstrebte. Der Historiker Sallust löst sich dabei für manchen so vollständig vom Menschen, dem skrupellosen Politiker und Geldmann, daß er als ein ganz anderes Individuum erscheint, von echtem Glauben an die Werte des Römertums beseelt. Mir ist nicht bekannt, wie sich Schwartz zu den neueren

¹ Gerade weil ich selbst (in den *Silvae Monacenses* 1926) zu den Fragen Stellung genommen habe, gehe ich hier nicht auf sie ein. Ob die von W. Jaeger in seinem „Demosthenes“ (deutsche Ausgabe 1939) aufgestellte neue Hypothese, die Schwartz' Ansatz widerlegen soll, das Richtige trifft? Das Urteil darüber wird man billigerweise zurückstellen, solange die verheißene nähere Begründung aussteht.

Arbeiten gestellt hat. Daß er es hätte gelten lassen, wenn man meint, die Einfügung des Catilina in den Zusammenhang mit Sallusts späterer Schriftstellerei schlosse jede Tendenzhypothese aus, ist mir indes nicht wahrscheinlich.

Den Aufsatz über Tyrtaios (Nr. 166) hat Schwartz 1937 aus Anlaß einer damals erschienenen Schrift einer retractatio unterworfen (Nr. 376) und darin die grundstürzende Hypothese, wonach die den berühmten Namen tragenden Gedichte eine Schöpfung des V. Jahrhunderts sein sollten, als eine „Jugendsünde“ bezeichnet. Er gibt auch an, er sei schon durch Wilamowitz' Textgeschichte der griechischen Lyriker (S. 97 ff., wo freilich nur die radikalste Kritik abgelehnt ist) bekehrt worden, und er hat mündlich W. Jaegers Tyrtaiosaufsatz in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie von 1932 warm begrüßt. Das Kernstück seiner Tyrtaiosarbeit war aber nicht sosehr diese Hypothese wie die Kritik an der Überlieferung über die messenischen Kriege. Sie hat sich ihm im großen bewährt, wiewohl er sie in der späteren Untersuchung verfeinert weitergeführt hat.

Überwiegend gehören endlich in diesen Abschnitt die Schriften, durch die Schwartz einem weiteren Kreise von Lesern, die für antike Literatur und Kultur aufgeschlossen sind, bekannt geworden ist. „Populär“ mag man sie immerhin nennen, aber sie setzen freilich, wie sogleich in Besprechungen hervorgehoben wurde, ein Publikum von mehr als durchschnittlicher geistiger Höhe voraus. Gefunden haben ein solches wenigstens die „Charakterköpfe aus der antiken Literatur“ (Nr. 196 und Nr. 261), die mehrere Auflagen erlebt haben und in naher Zukunft wieder in einem Neudruck erscheinen sollen. Auch von den „Fünf Vorträgen über den griechischen Roman“ (Nr. 141) ist eine Neuauflage vorbereitet. Entstanden sind die Büchlein aus Vorträgen im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M., wo Schwartz schon 1886 gesprochen hatte (Nr. 8), 1906 über „Probleme der antiken Ethik“ (Nr. 244) sprach und 1912 die Vorträge hielt, die dann das Buch über „Kaiser Constantin und die christliche Kirche“ (Nr. 273. 373) ergaben.

Diese Schriften sind anerkannte sprachliche Kunstwerke; übrigens wahrlich nicht die einzigen, die aus der Hand von Schwartz

hervorgegangen sind: die Reden, die Nachrufe halten sich auf gleicher Höhe, wie denn die Sprache in all seinen Schriften klar, anschaulich, straff, eindringlich ist und gleich weit entfernt von Kurz- wie von Langatmigkeit des Satzbaues. Und fließt die Rede, auch in den Vorträgen, meist im ruhigen Tone sachlicher Darstellung, so paßt sie sich doch jeder Schwingung des Gefühls an und kennt wie den Grimm der Entrüstung so die Charis der Heiterkeit. Echt deutsch ist diese Beredsamkeit insofern, als sie allen rednerischen Pomp meidet. Ich weiß nicht, ob Schwartz jemals eine rhetorische Frage niedergeschrieben hat. Mit dekorativen Zitaten ist er sparsam bis zum äußersten. Schmuck dieses Gelehrtenstils sind fast allein die immer anschaulichen Bilder, die sich unvergeßlich einprägen, wie etwa: „Die Fackel der Erkenntnis erlischt, wenn die Hände fehlen, die sie weitergeben“, oder bei der Grenzziehung für seine Charakterköpfe sowohl gegen die klassizistische Idealisierung wie gegen pseudowissenschaftliche Romandichtung und endlich den Kultus des „Milieus“: „Weder das nährnde Erdreich noch der in ihm schlummernde Keim sind die Pflanze: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das gilt von jedem Propheten des Geistes.“ Er fährt fort: „Des Menschen Eigenstes, das ihn überlebt, sind nicht die geheimen Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, nicht sein tägliches Getriebe, sondern das Spiegelbild, das sein Wesen im Handeln und Schaffen zurückwirft: dies und dies allein ist maßgebend für die ethische Selbsterkenntnis so gut wie für die geschichtliche Betrachtung.“ Ich habe auch diesen Satz ausgehoben, weil er zu einer anderen Art von Schmuck der Darstellung gehört, – wenn man Schmuck nennen will, was sich als Krönung aus dem Aufbau der Gedanken wie ungesucht herausentwickelt, „Grundurteile“, die des Redners Wesen offenbaren. Daß sie immer das Gepräge einer männlichen Persönlichkeit tragen, macht ihren Reiz aus.

Trotzdem daß Schwartz die Milieutheorie ablehnt, bedeuten nicht den geringsten Vorzug dieser Schriften die Zeitbilder, die den Hintergrund der einzelnen Charakterzeichnungen skizzieren. Es sind Überblicke über die kulturellen und – bei Schwartz eine Selbstverständlichkeit – die politischen Zeitverhältnisse, die heute noch auch inhaltlich ihren vollen Wert behalten. Das gilt

gleichmäßig von den Charakterköpfen und dem Griechischen Roman, ja noch vom Konstantin. Aber das Wichtigste war für Schwartz auch in diesen Vorträgen die Herausarbeitung der Persönlichkeiten; selbst für den Griechischen Roman, mit seiner Zeichnung Xenophons z. B., möchte ich dieses Interesse auf weite Strecken in den Vordergrund rücken, wenn auch das Ganze nicht darauf abgestellt ist. Es ist überall die nämliche Blickrichtung, die uns bei den Arbeiten zu den griechischen Historikern begegnet ist, – und die es bei den kirchengeschichtlichen Untersuchungen wieder tun wird. Man mag sagen, daß das nicht die einzig mögliche Sehweise, auch daß sie nicht das ausschließliche Eigentum von Schwartz ist, aber man wird zugeben müssen, daß sie in der Konsequenz, mit der sie bei ihm auftritt, einen auf dem Gebiete der Literatur damals keineswegs gewöhnlichen Typus darstellt, der, vielleicht ohne daß sich die Forscher dessen bewußt waren, auch in anderen als den von Schwartz bearbeiteten Bezirken fruchtbar geworden ist, etwa bei den drei großen Tragikern oder bei Pindar.

Den „Griechischen Roman“ möchte man als eine Ergänzung zu den Studien über die griechischen Historiker betrachten. Der Titel ist, wie Schwartz selbst gleich im ersten Vortrag ausspricht, schief; um die romanhaften Elemente vornehmlich in der griechischen Geschichtschreibung handelt es sich. Das Epos bildet das Vorspiel, der Roman im engeren Sinn nur ein Nachspiel. Begreiflich, daß Erwin Rohde, damals schon kränkelnd, das Buch mit geringer Sympathie aufnahm (seine Rezension jetzt Kl. Schr. II 5 ff.). Und doch bietet es eine wichtige Korrektur von Rohdes berühmtem Werk, dem einzigen übrigens, das Schwartz nennt, und zwar mit größter Hochachtung. Die neue These, daß der griechische Roman aus der romanhaften Historiographie erwachsen ist, steht heute durch den Neufund des Ninosromans, den Schwartz gerade noch ganz am Schluß heranziehen konnte, und durch die Frühdatierung desselben und des Chaireas-Kallirhoeromans absolut fest.

Aus den „Charakterköpfen“ läßt sich Einzelnes kaum herausgreifen. Genannt seien etwa die in damaliger Zeit noch keineswegs alltägliche Würdigung Platons als Staatsmann, die sympathische, wenn auch nichts verschleiende Zeichnung Ciceros, deren

Schwartz im WL ausdrücklich Erwähnung tut, und der „Paulus“ mit seiner Zeichnung der Frühgeschichte der Christengemeinde. Das ist das einzige Mal, daß Schwartz diesen Abschnitt der Geschichte des Christentums für einen weiteren Leserkreis dargestellt hat. Auf das II. Bändchen, das mit dem Paulus schließt, legt Schwartz im WL überhaupt größeren Wert, da es mehr auf eigener Forschung beruhe. Wie der Paulus (vgl. Nr. 249¹) so hat ja auch der Theokrit (vgl. Nr. 234) in einer Spezialuntersuchung einen Unterbau, und Diogenes-Krates wie Epikur fußen auf einer Vorlesung über hellenistische Philosophie. Schwartz' Interesse an der antiken Philosophie war vornehmlich auf die Ethik gerichtet. Die schon erwähnten Vorträge über „Probleme der antiken Ethik“ (Nr. 244) hat er in München (s. o. S. 14) weiter ausgebaut und bis auf spätere Zeiten ausgedehnt.²

¹ Aus etwas späterer Zeit mag man die Besprechung von Deißmanns Paulus, Nr. 269, hinzunehmen, die Einzelnes noch schärfer formuliert.

² Eine Nachschrift durch studentische Hörer liegt vor. Schwartz dachte daran, auf ihrer Grundlage die Vorlesung herauszugeben, ist aber nicht mehr dazu gekommen. Ob das Material sich unter anderen Händen angemessen wird gestalten lassen, steht noch nicht fest.

VIERTES EVANGELIUM. ATHANASIOS. EUSEBIOS

In das für Schwartz so unfaßbar fruchtbare Jahrzehnt vor dem Weltkrieg fallen des weiteren große Arbeiten, die zusammenhängen mit den später immer mehr dominierenden kirchengeschichtlichen, und zwar mehrere Kategorien dieser Gattung: Studien zum Neuen Testament, zu Athanasios, die Ausgabe von Eusebs Kirchengeschichte. Die letztgenannte soll etwas näher besprochen werden am Ende dieses Abschnitts, da der Abschlußband (Nr. 263 von 1909) der entscheidende ist. Aber ihre Vorgeschichte gehört hierher. Schwartz berichtet darüber im WL: „Ich hatte schon von Rostock aus der Berliner Akademie einen detaillierten Plan zur Ausgabe von Eusebs Kirchengeschichte eingereicht; er wurde abgewiesen, weil Harnack, der Mommsens Ohr hatte, für die von ihm geplante Ausgabe der griechischen Kirchenväter philologische Mitarbeit nicht wünschte, was natürlich nicht offen gesagt wurde. An und für sich war es für mich und, was wichtiger ist, für die Ausgabe ein Glück, daß sie damals nicht zustande kam; die syrische Übersetzung war noch nicht gedruckt, und mit Rufin wäre ich allein bei der riesigen Fülle der Handschriften nicht fertig geworden. Die Situation änderte sich, als Wilamowitz nach Berlin kam und in die Kirchenväterkommission eintrat; er setzte durch, daß Philologen von Fach zugezogen wurden und ich die Kirchengeschichte des Eusebius zugewiesen erhielt. Mommsen übernahm die Revision des Rufintextes, die zwar kein Bild der Überlieferung gibt, aber doch einen so weit gesicherten Text, daß ich ihn zur Kontrolle des griechischen Textes gebrauchen konnte. Ein schwieriges Problem war die syrische Übersetzung, von der zwei Bücher, noch dazu nur in einer weiteren, miserabel gedruckten armenischen Übertragung vorliegen. Ich sah bald, daß ich mit deutschen Übersetzungen nichts anfangen konnte, und machte mich daran, Syrisch und Armenisch zu lernen. Das letztere blieb mir immer eine fatale Sprache; Syrisch hat mir sehr genützt, da das Übersetzersyrisch verhältnismäßig leicht vom Griechischen aus verstanden werden kann.“ Seine Kenntnisse im Syrischen vertiefte

Schwartz, von Wellhausen angeregt, in Göttingen dadurch, daß er auch Arabisch lernte. Literarische Nebenfrüchte der erneuten Beschäftigung mit Euseb liegen gleich drei aus dem nämlichen Jahre (1903) vor, in dem auch der erste Textband (Nr. 197), zu dem das Manuskript noch in Straßburg fertig gestellt war, erschien: Nr. 191, 192, 193; auch die Beiträge zu Clemens und zur Hexapla haben im Euseb ihren Quellpunkt, so wertvoll in Nr. 191 die Analyse von Clemens' geistiger Substanz ist.

Schon im nächsten Jahre setzen dann die Arbeiten ein, in denen ich die entschiedene Hinwendung zur christlichen Sphäre ausgeprägt finde. Das nahe Verhältnis zu Wellhausen hat daran sicherlich keinen geringen Anteil (s. o. S. 12): es war die Zeit von Wellhausens Evangelienforschungen. Am Anfang steht Schwartz' große Abhandlung über den Tod der Söhne Zebedaei (Nr. 229), angeregt durch eine Bemerkung Wellhausens zu Marc. 10, 39, mit der These, daß der Apostel Johannes wie sein Bruder Jacobus schon 44 n. Chr. das Martyrium erlitten habe.¹ Die Hauptuntersuchung greift viel weiter aus als das knappe Referat, das Schwartz 1907 auf der Baseler Philologenversammlung erstattet hat (Nr. 251), das aber zeigt, wie eng diese Untersuchung mit den „Aporien im IV. Evangelium“ (Nr. 250. 256) zusammenhängt; eben die starke Belastung mit gelehrtem Beiwerk ist wohl die Ursache, daß Schwartz später – nach einer Äußerung im WL – mit der Arbeit nicht mehr recht zufrieden war. Die These selbst ist, mir scheint mit Recht, weit überwiegend anerkannt. Viel härter urteilt Schwartz im WL über die „Aporien“, die wieder ein ganzes Buch von 10 Bogen geworden sind. „Verunglückt“ nennt er sie, „von einzelem wie dem Kapitel über Philon abgesehen“, und meint, er hätte es bei den ersten Anregungen, die er Wellhausen gegeben habe, bewenden lassen sollen (ähnlich auch schon in dem Nachruf von 1918 Nr. 290 S. 358). Man ist versucht, den Schwartz von 1907/08 gegen den von 1918 und 1932 in Schutz zu nehmen, sei es auch nur um des Stückes deutscher Gelehrten-geschichte willen, zu dem die Aporien gehören. Die fundamentale Entdeckung, von der das Weitere ausgeht, hatte Wellhausen gemacht und in dem schlanken Büchlein

¹ Dazu Berichtigung von Einzelheiten in Nr. 249 S. 268 und eine eingehende retractatio in Nr. 265.

„Erweiterungen und Änderungen im vierten Evangelium“ (datiert vom 26. November 1906) veröffentlicht: für den Philologen ist die vorangestellte Beobachtung über c. 14, 31–18, 1, d. h. die Erkenntnis, daß c. 15. 16. 17 ein Einschub von zweiter Hand sind, einfach durchschlagend. Sie führte notwendigerweise weiter, auch über das hinaus, was Wellhausen sonst noch in der ersten Schrift beigebracht hatte, und Schwartz vertiefte sich in das Problem und teilte seine Beobachtungen dem Freunde mit; daß der Gedankenaustausch nicht bloß mündlich erfolgte, davon haben wir in den Manuskripten, die jetzt unsere Universitätsbibliothek besitzt (s. o. S. 6 A. 1), die Belege in den Händen. Dann vereinbarten die beiden, daß jeder seine Analyse selbständig durchführen solle. Von Wellhausens Seite kam dabei das Buch „Das Evangelium Johannis“ (1908) heraus, in dem er S. 7 des Gedankenaustauschs mit Schwartz gedenkt, von diesem aber eben die Serie der „Aporien“. Von den beiden Untersuchungen „Kongruenz der Resultate“ zu verlangen, wie ein Kritiker tut, ist äußerste Naivität. Es ist nun einmal das Schicksal analytischer Arbeit, daß sie, auch wenn der Ausgangspunkt gegeben ist, im Fortschreiten, je weiter sie sich in Einzelheiten vertieft (oder verliert), bei jedem selbständig Forschenden zu etwas abweichenden Ergebnissen führt, weil jeder Analytiker ein subjektives Element hineinbringt. Übrigens bleibt gerade im vorliegenden Falle des Gemeinsamen noch genug. Freilich ist Schwartz im einzelnen der Radikalere, und das Evangelium trotz der Scheidung einer Urform und eines Bearbeiters, dem in der Hauptsache die uns vorliegende Fassung verdankt wird, „doch historisch als wesentliche Einheit zu betrachten“ (Wellhausen S. 119), dazu würde Schwartz sich schwerlich verstanden haben. Es zerfällt ihm sozusagen in ein Konglomerat von Widersprüchen. Gerade die überscharfe Logik seines analytischen Verfahrens, bei der das Dämmerlicht verschwindet, das neben so vielen realistischen Zügen über der Erzählung, aber auch über den Reden liegt, hat Schwartz später vielleicht nicht mehr recht gefallen. Dazu kam wohl manches einzelne, in dem die Schwierigkeiten unüberwindlich waren, wie etwa bei dem Versuch, eine klare Vorstellung von der Urform, oder dem andern, einen einigermaßen gesicherten Zeitansatz für dieselbe zu gewinnen. Nicht zu ver-

kennen ist auch, daß Wellhausens Buch den Vorzug größerer Geschlossenheit und Abrundung besitzt. – Wie viel von dem Ergebnis der beiden Analysen haltbar ist, davon mag man sich etwa durch einen Blick in Lietzmanns „Geschichte der alten Kirche“ I² 235 ff. überzeugen. Der wesentlichste Fortschritt über Schwartz hinaus ist dort die Feststellung starken Einflusses des paulinischen Christentums. Der Abschnitt über Philon, geschrieben aus Anlaß der Logoslehre, hebt bei diesem aufs stärkste das jüdische Element hervor und steht damit im Gegensatz zu Anschauungen, die in neuerer Zeit vorwiegend vertreten werden.¹

Zur nämlichen Gattung wie die Aporien gehört der kurz vorher entstandene Aufsatz „Zur Chronologie des Paulus“ (Nr. 249), auch er im Grunde eine Parallelarbeit zu Wellhausen, der im nämlichen Bande der NGGW die Apostelgeschichte behandelt hatte: Analyse dieses Buches des NT ist nämlich auch Schwartz' Hauptthema. Die Hypothesen, die er aufstellt, sind z. T. kühn; aber selbst die wenig wahrscheinliche Vermutung, die Schrift sei nicht bis zum Tode des Paulus fortgeführt, weil der Verfasser den Konflikt mit Petrus nicht habe darstellen wollen, hat Schwartz auch noch später aufrecht erhalten (Nr. 375 Sp. 2079).

Das Jahr des ersten Beitrages zur neutestamentlichen Forschung brachte auch – ein Zeichen dafür, daß der zeitweilig eingeschlagene Seitenweg nicht das Aufgeben des Hauptwegs bedeutete, – die ersten Stücke der Athanasiosstudien (Nr. 230), auch diese Arbeiten in ihrem Verlauf ein Kapitel deutscher Gelehrten-geschichte, nur kein unbedingt erfreuliches. Der Zusammenhang mit der Arbeit am Eusebios ist ganz eng. Schwartz berichtet darüber im WL: „Mommsen starb, als der II. Band unserer Ausgabe der KG im Druck war; ich mußte die Korrektur nach seinem Manuskript übernehmen und mich in die von Rufin hinzugefügten Bücher vertiefen. Dadurch kam ich auf Athanasios und sah gleich, daß es darauf ankam, das in reicher Fülle vorhandene Material von Urkunden zu durchforschen; hier ließ sich unmittelbar aus den Akten die Geschichte aufbauen und die parteiische Publizistik des skrupellosen Hierarchen richtig

¹ Auf das Schlußkapitel des Evangeliums ist Schwartz noch zweimal zurückgekommen: Nr. 265 S. 96 ff. und Nr. 275 S. 215 ff., ohne wie mir scheint eine abschließende Erklärung zu finden.

stellen.“ Mit diesen Studien tat Schwartz den ersten Schritt in das Gebiet der Kirchengeschichte. Es ist merkwürdig, wie dabei sogleich die Grundauffassung und die methodischen Gesichtspunkte hervortreten, die für so gut wie alle seine späteren Arbeiten auf diesem Gebiet maßgebend geblieben sind. Er sieht in den innerkirchlichen Kämpfen, die des Athanasios Leben erfüllen, in erster Linie Machtkämpfe, denen auch die Dogmatik dienen muß. An einer Stelle im „Konstantin“ (Nr. 373 S. 147) formuliert er diese Überzeugung so: „(Athanasius) ist darin ein Prototyp der großen Hierarchen, daß ihm die Machtfülle seines geistlichen Amtes und die Rechtgläubigkeit restlos zusammenfallen.“ Es mag wohl sein, daß in den frühen Arbeiten von Schwartz der Ernst dieser Rechtgläubigkeit bei Athanasios etwas zu sehr zurücktritt hinter dem andern Motiv seines Handelns, mag auch sein, daß sie bei andern ebenso beurteilten Kirchenfürsten eine noch erheblich ernsthaftere Rolle spielte, es mag endlich sein, daß Schwartz die Wichtigkeit etwas unterschätzt, die das Kirchenvolk allerorten und im griechischen Osten insbesondere damals subtilen dogmatischen Unterscheidungen beimaß, eine Zeitstimmung, die doch erst einmal vorhanden sein mußte, wenn diese Fragen auch politisch verwendbar sein sollten, — jedenfalls ist durch Schwartz neben und über der reinen Dogmengeschichte ein Gesichtspunkt von größter Fruchtbarkeit gewonnen worden. Damit man das nicht für den unmaßgeblichen Eindruck eines Dilettanten halte, führe ich einen Satz von E. Seeberg an, der mir gerade, da ich dies schreibe, vor Augen kommt (DLZ 1942 Sp. 6): „Eduard Schwartz hat die wirklich große Entdeckung unserer Zeit auf dem Gebiete der alten Kirchengeschichte gemacht und die politische Seite in den dogmatischen Kämpfen der alten Kirche zu sehen gelehrt.“ Mit dieser Entdeckung im engsten Zusammenhang steht eine weitere Einsicht, die weiterhin für die Arbeit an den Konzilsakten und den Kanones von allergrößter Wichtigkeit wurde: daß nämlich „die Aktensammlungen, die publiziert werden, nicht historischen, sondern politischen und polemischen Zwecken dienen“ (Nr. 230 S. 390). Sie sind darnach vergleichbar etwa den Weiß- oder Blau- usw. -Büchern der modernen Diplomatie. Aber ihre Behandlung ist für uns freilich sehr viel schwieriger: ihre Tendenz muß erst aus dem, was sie bieten oder nicht

bieten, erschlossen werden, und da sie grobenteils nicht unverändert, sondern im Laufe der Überlieferung, wieder zu politischen Zwecken, überarbeitet vorliegen, muß der Forscher der ganzen Überlieferungsgeschichte nachgehen und in ihr die Schichten zu scheiden suchen. Schwartz redet von eigenen werdenden Plänen für alle folgenden Jahre, wenn er (mit einer Spitze gegen Harnack) in Nr. 255 S. 305 schreibt: „(Es) ließ sich . . . ein Arbeitsprogramm für den oder besser die Forscher entwerfen, denen die bis zum Überdruß diskutierten dogmengeschichtlichen Spekulationen nichts sagen und die darnach verlangen, unmittelbar aus den Dokumenten die Mächte kennen zu lernen, die in der lebendigen Geschichte ihr Spiel getrieben haben und durch die ja auch die dogmatischen Formulierungen viel mehr als durch die dialektischen Ideen – wenn man hier von Ideen reden will – bestimmt sind.“ Hier war Neuland für die Forschung entdeckt, und es ist ohne weiteres zu verstehen, daß sich diese unendliche Aufgabe mehr und mehr in den Vordergrund der Lebensarbeit des Fünfzigjährigen schob, zu verstehen auch, daß der Arbeitsplan, von dem noch zu reden ist, zunächst gigantische Ausmaße annahm: dreißig weitere Lebensjahre reichten nicht hin, ihn ganz auszuführen. Wie wir aber Schwartz bisher kennen gelernt haben, verstehen wir auch, daß ihn die Aufgabe im höchsten Maße lockte: gilt es doch für den Philologen, eine fast unübersehbar reiche Überlieferung aus den Handschriften neu zu erschließen, für den Historiker aber, Spielern und Gegenspielern durch das verhüllende Gewand ihrer Schriften ins Herz zu sehen.

Die Athanasiosstudien selbst, fortgesetzt, aber nicht zu Ende geführt in Nr. 236. 255. 267, brachten mit sich den leidigen Streit mit Harnack. Schwartz war ausgegangen von den Urkunden, die wir für Athanasios haben. Er hatte sie neu gesammelt und in den ersten sechs Beiträgen angefangen, sie zu behandeln; er hat „die Grundlinien einer methodischen Interpretation der Schriften des Athanasios aufgestellt und damit . . . eine besondere Aufgabe hinsichtlich der Klärung der Abfassungsumstände, der Adressaten, der Absicht der ganzen Schriftstellerei des Athanasios für die Herausgeber der Schriften des Athanasios umrissen“ (H.-G. Opitz, „Untersuchungen zur Überlieferung der Schriften des Athanasios. Leipzig-Berlin 1935 S. 4f.). Unter den Doku-

menten nun erscheint in Nr. 236 S. 271 ff. als 17. Stück ein Fund in syrischer Überlieferung, den Schwartz, wie er es längst als zweckmäßig erkannt hatte, ins Griechische zurückübersetzt mitteilt. Die Urkunde betrifft ein Konzil in Antiocheia von Anfang 325, einen bisher völlig unbekanntem Vorläufer des Konzils von Nicaea. Diese Urkunde erklärte Harnack in einem Aufsatz in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie von 1908 (S. 477 ff.) für eine Fälschung. Die Form, in der er das tat, konnte, war sie auch nicht geradezu unhöflich, wohl verletzen. Darauf hat Schwartz mit großer Schärfe (die er im WL bedauert) erwidert, in der Sache mit der Überlegenheit, die ihm seine Einsicht in die Überlieferungsgeschichte verschaffte. Harnack antwortete, nicht eben glücklich, in den Sitzungsberichten von 1909 (S. 401 ff.). Er tat aber noch etwas, was man nicht vergessen sollte: er machte mit Holl zusammen die strittige Urkunde zum Gegenstand einer Berliner Preisaufgabe und ließ offenbar das daraus entstandene Buch (E. Seeberg, Die Synode von Antiochien 324/25), das die Realität der Synode endgültig sicherte und von warmer Bewunderung für Schwartz erfüllt ist, durchaus gelten. Von Schwartzens Seite aber liegt eine Erklärung vor, die es verdient, hier angeführt zu werden. Bei Erwähnung einer andern literarischen Meinungsverschiedenheit schreibt er über Harnack in unseren Sitzungsberichten (Nr. 369 S. 36): „Ich habe mich, als ich noch zu den *iuniores* gehörte und er der anerkannte Meister war, nicht gescheut, mich gegen seine Autorität energisch bis ins einzelne hinein zu verteidigen; gegen den Toten, der trotz unserem Streit an seinem persönlichen Verhältnis zu mir nichts geändert hat, bringe ich es nicht fertig, zu polemisieren (um so weniger, als es zum Erweis des Richtigen nicht nötig ist).“ Zwei Große haben sich im wissenschaftlichen Kampf als ritterliche Menschen gezeigt. Das Streitobjekt war vielleicht an sich gar nicht so sehr wichtig. Daß aber dahinter zwei Arten von Forschung stehen, leuchtet ein.¹

¹ Im einzelnen hatte ein neckischer Zufall Schwartz 1905 und 1908 die Begründung seiner Position erschwert: bei dem Syrer erscheint als erster Unterzeichner, d. h. Vorsitzender der Synode, ein Eusebios, den plausibel unterzubringen Schwartz sich vergeblich mühte. Die im Syrischen leichte Konjektur des russischen Gelehrten Brillantov, die daraus Ossios, den so

In ruhigerer Stimmung führte Schwartz dann (Nr. 267) seine Untersuchungen weiter bis zu den Vorbereitungen für die Synode von Serdika i. J. 342. Warum er abbrach, erklärt er im WL: er mißtraute den Texten, wie sie vorlagen, und „saß einfach fest“ bei den Kanones und den Akten von Serdika. Er hat aber den Athanasios in den großen Editionsplan aufgenommen, der in diesen Jahren entstanden und im nächste Abschnitt zu besprechen ist. Dann aber wurde die Aufgabe von der Berliner Kirchenväterkommission übernommen und, gerade im Urkundenteil, von Opitz ganz in Schwartz' Geiste begonnen. Schwartz hat die ersten Lieferungen und die vorbereitende Untersuchung (ZNW 33, 1934) warm begrüßt (Nr. 364). Wie würde er getrauert haben, daß das Werk seit 1941 verwaist ist!

Der damalige Abschied von der Kirchengeschichte des 4. Jh. war kein endgültiger. Sogar eine zusammenhängende Darstellung hat Schwartz noch im hohen Alter geliefert, 1935 (Nr. 360); er bezeichnet sie allerdings als „Notdach des nicht hoch gewordenen Turms“. Mit Athanasios setzt er nochmals ein und geht dann herab bis 393. Vielleicht hat die Opitz'sche Ausgabe den Anstoß zur Wiederaufnahme gegeben; doch liegt es sehr nahe anzunehmen, daß die genaue Durchforschung der Kirchengeschichte des 5. Jh., die mit den Konzilsakten zusammenhängt, die Lücke zwischen 342 und 431 peinlich empfinden ließ. Auch handschriftliche Studien haben Schwartz wiederholt in jene Epoche zurückgeführt und zur Bearbeitung einschlägiger Texte veranlaßt; hierher gehört die Analyse des – freilich sehr zu Unrecht so genannten – *Sermo maior de fide* des Athanasios (Nr. 313), die zusammenhängende Analyse und Darlegung der anti-römischen Tendenz der Sammlung des schon 1904 als wichtige Quelle für Athanasiana beigezogenen Codex Veronensis LX (Nr. 368), endlich, wiewohl im Zusammenhang mit den Kanonesstudien stehend, die in IV zu besprechen sind, Nr. 344, die Arbeit über den griechischen Text der Kanones von Serdika.

vielfach hervortretenden Hofbischof, macht, löst die Schwierigkeit so, daß sie gleich auch die Synode selbst einleuchtend in das Geschehen der Jahre 324 und 325 einordnet (s. Lietzmann, *Gesch. d. alten Kirche* III 101f.; auch Schwartz' Konstantin² [Nr. 373] 124).

Unmittelbar aus der Arbeit am Athanasios herausgewachsen ist die letzte der Schriften von Schwartz, die aus Frankfurter Vorträgen erwachsen ist (Nr. 271. 273. 373), „Kaiser Constantin und die christliche Kirche“, mit der wir billiger den „Constantin“ in den „Meistern der Politik“ (Nr. 306) zusammennehmen. Schwartz hatte schon in Athanasios IV (Nr. 230) die Geschichte Konstantins bis zur Erreichung der Alleinherrschaft dargestellt, und natürlich mußte ihm der Schöpfer der Reichskirche auch weiterhin immer wieder ins Blickfeld treten. Zog doch der gewaltige, unheimliche Despot als Persönlichkeit den Historiker immer wieder an und drängte sich die auch seit Schwartz nicht zur Ruhe kommende Frage nach seinem innerlichen Verhältnis zum Christentum ganz von selber auf.

Es ist nicht uninteressant, wie sich Schwartz' Urteil im letzten Punkt entwickelt hat. Zwar das Bewußtsein göttlicher Sendung, das Konstantin selbst oft und oft äußert, läßt er immer gelten; aber 1904 meint er (S. 546): „Wie er persönlich zur Lehre Christi gestanden hat, ist kein historisches Problem; die Geschichte ist weder ein Beichtstuhl noch ein *corpus vile*, an dem psychologische Romane herumexperimentieren dürfen“. Später hat er das Problem nicht mehr so beiseite geschoben. „Daß Konstantin seine wenn auch lose Angliederung an die Kirche als einen Akt des Glaubens auffaßte, duldet keinen Zweifel“ heißt es im Constantinbuch (S. 65), und weiter lehnt es Schwartz ab, daß er „aus politischer Berechnung den Gott der christlichen Kirche als Helfer gewollt habe“. „Nein, die Triebkraft war ein wirklicher, irrationeller Glaube, dessen Anfänge noch bis in die Zeit zurückreichen mögen, als Konstantin am Hofe Diokletians erlebt hatte, mit welcher Kraft die Kirche der Übermacht ihrer Verfolger widerstand“.

Das Buch ist im übrigen keine leichte Lektüre; daß es eine zweite Auflage erlebte, ehrt das Publikum nicht weniger als den Verfasser, der sich's nicht verdrießen ließ, die Schrift inhaltlich auf die Höhe der fortschreitenden Erkenntnisse zu bringen. Der Leser erhält in ihr auch über das eigentliche Thema hinaus mannigfache Belehrung in glänzender Form. Wo sonst findet man z. B. das Wollen des Origenes so im besten Sinne gemeinverständlich dargestellt? Durch ihre Eigenart wertvoll und jeden-

falls beachtenswert scheint mir in der Darstellung der Vorgeschichte die Zurückführung der Christenverfolgungen nicht so sehr auf die Verweigerung des Kaiserkultes wie auf den politisch verdächtigen Korporationscharakter der christlichen Gemeinden. Zur Bildung dieser Ansicht hat wohl das Studium von Sohms Kirchenrecht beigetragen. Schwartz rühmt im WL, das Werk habe ihm „gerade durch seine radikale Konsequenz Klarheit gebracht“. „Nicht das Abstractum Christentum, sondern die geschichtliche Wirklichkeit der Kirche muß ins Zentrum gestellt werden: dann schiebt sich alles zurecht“ (vgl. Konstantin² S. 34).

Mitten unter den großen Arbeiten, den johanneischen und athanasianischen Studien, den Bänden von Eusebs KG, steht ferner, weit weniger als sie alle beachtet, eine schon dem äußeren Umfang nach, noch mehr aber durch die aufgewendete Mühe hervorragende Untersuchung, die allerdings nur der Spezialforscher zu würdigen und zu nützen vermag, das große Werk über die christlichen und jüdischen Ostertafeln (Nr. 237). Ein handschriftlicher Einzelfund, die Ostertafel des Konzils von Serdika, gab den Anlaß zur Abfassung der grundlegenden Arbeit. Wer sich darein vertieft, erhält nicht bloß Einblicke in die sehr langsame Entwicklung einer vom jüdischen Pascha unabhängigen christlichen Osterrechnung (wenigstens in Antiochia) und in die späte Entstehung des jetzt geltenden jüdischen Kalenders, sondern findet nebenbei chronologische Feststellungen über das Leben des Rhetors Aristeides und des Ioannes Chrysostomos; besonderen Wert legt Schwartz im WL auf die erreichte genaue Datierung von Polykarps Martyrium. Durchgängig aber erfreut es den Leser, wie die geduldige Rechenarbeit zum Hintergrund echte Geschichtsbetrachtung hat. Auf keine seiner Arbeiten blickt Schwartz im WL mit so unbedingter Befriedigung zurück.

Im Jahre darauf kam eine kleinere Arbeit heraus, die ebenfalls in die Chronologie einschlägt, über die Aeren von Gerasa und Eleutheropolis (Nr. 241). Diesmal begab sich Schwartz auf das von ihm sonst selten betretene Gebiet der Epigraphik und stellte noch in den IGR herrschende Irrtümer richtig; nebenbei enthält die Untersuchung auch manches zur antiken Geographie.

Am Ende dieses Lebensabschnittes steht die Vollendung von Schwartz' editorischem Meisterwerk, der Herausgabe der Kir-

chengeschichte des Eusebios (Nr. 197. 258. 263). „Fast 28 Jahre hindurch von den Tagen der Jugend bis ins reife Mannesalter“, erklärt Schwartz im Vorwort, hat ihn die Aufgabe begleitet. Was den Reichsstipendiaten von 1881 zu ihr hingeführt, wie früh er Wesentliches erkannt hatte, ist schon erwähnt (o. S. 10. 17). Die maßgebenden Handschriften und ihre Gruppierung zu finden war die erste, selbstverständliche Forderung; aber nicht sie, so mühevoll ihre Erfüllung war und so gut sie geglückt ist, hat die Gesamtleistung bahnbrechend für die Überlieferungsgeschichte gemacht, zu einem Vorbild, das allerdings nicht allgemein und mechanisch nachgeahmt werden kann. Gerade die – auch bei den Konzilsakten immer wieder zu beobachtende – Geschmeidigkeit, mit der Schwartz die Methode den jeweiligen Gegebenheiten anpaßt, macht seine Größe als Editor aus. Wer von der klassischen Literatur herkommt, muß sich erst hineinfinden in die Überlieferungsverhältnisse eines Schriftwerkes, dessen Textgruppen verraten, daß es vom Autor selbst immer wieder umgemodelt, d. h. zeitgerecht gemacht und nach seinem Tode noch einmal so verändert ist, daß die letzte Phase keineswegs der „Ausgabe von letzter Hand“ entspricht, sodaß uns also die merkwürdige Tatsache von Abschriften aus verschiedenen Entwicklungsstadien vorliegt. Hatten Vorgänger etwas davon dunkel geahnt, so hat erst Schwartz die Konsequenzen bis zum letzten gezogen. Wie er sie im 3. Band p. XLVII–CLIII entwickelt, das ist belehrend für jeden Philologen, zumal sich Analogien in der nichtklassischen Profanliteratur, vor allem in der Fachschriftstellerei, immerhin finden. Der Ausgangspunkt ist verhältnismäßig einfach: in einer Gruppe ist an mehreren Stellen der Name des Licinius unterdrückt, natürlich Folge der damnatio memoriae, wodurch diese Phase nach 323 datiert ist. Aber mit dieser Erkenntnis sind die Schwierigkeiten noch lange nicht gelöst: die Gruppe, die Licinius noch in der Macht zeigt, stellt nicht einfach die frühere Ausgabe dar, da sie auch die Katastrophe des Licinius berichtet. Wie Schwartz sie als die posthume erweist, wie er an Hand scharfsinnig erfaßter Indizien vier Ausgaben von Eusebs eigener Hand feststellt und datiert, diese einzigartige Leistung philologischer τέχνη, kann hier nur angedeutet werden. Wir wundern uns nicht, daß Schwartz für

Laqueurs Versuch („Eusebios als Historiker seiner Zeit“, 1929), die Schichtenteilung unter Annahme sonderbarer Quellenverhältnisse von dem sicheren Fundament der Überlieferung zu lösen und viel weiter zu treiben, schroff abgelehnt hat (Nr. 364 Sp. 717).¹

Abschluß der einen und zugleich Anfang der nächsten Epoche dieses Forscherlebens ist die Göttinger Rede von 1908 „über Kirchengeschichte“ (Nr. 254), Abschluß als eine für einen weiteren Hörerkreis gegebene Charakteristik von Eusebs KG und Rechenschaft über die eigene Forschung an ihr, Anfang durch den Hinweis, daß es die Aufgabe unserer Zeit sei, „den geschichtlichen Zusammenhang auf den Urkunden aufzubauen.“ Der große Plan einer neuen Urkundenedition hat Schwartz also damals beschäftigt. Im besonderen weist er auf die Kanonesammlungen hin. Damit hat er die Verbindung mit Benescheswitsch gewonnen, von deren Anknüpfung und tragischem Verlauf die Vorbemerkungen zu den Gesammelten Schriften erschütternd Kunde geben (s. auch u. S. 50 f.).

¹ S. neuestens auch H. Emonds, Zweite Auflage im Altertum (1941) 25 ff., 39 ff.

ACTA CONCILIORUM. KANONES. MÖNCHTUM.
THUKYDIDES. HOMER

Der VI. Jahresbericht der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg (1912) bringt S. 10 ff. einen „Bericht über die Edition der Konzilsakten, erstattet von Eduard Schwartz“, der folgendermaßen beginnt: „Im Jahre 1909 beschloß die W.G. in Str., die folgenden Editionen vorzubereiten:

1. Die Akten der ökumenischen Synoden von der ephesischen des Jahres 431 bis zu der des Photius im Jahre 879/80.
2. Die griechischen Sammlungen der Konzilskanones.
3. Die Sammlungen der athanasianischen Schriften.

So gewaltig sah ursprünglich der Plan zu dem Unternehmen aus, das, wie im WL erzählt wird, ermöglicht war durch ein großes Legat des Verlegers Trübner. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß Schwartz zunächst so gut wie alles selbst machen wollte, als Einziger etwas, wofür sonst Akademien einen Stab von Bearbeitern zusammenbringen. Daß sich der ganze Plan folgerichtig aus seines Schöpfers Studien ergab, dürfte nach dem in III (bes. S. 32 ff.) Gesagten klar sein. 1912 sah die Sache immerhin schon etwas anders aus. Die Kanonessammlung war Benesche-witsch übertragen worden auf Grund der soeben berührten Bekanntschaft Schwartzens mit dessen bisherigen Arbeiten. Mit den Vorarbeiten zu Athanasios war begonnen worden. Doch waren sie ins Stocken geraten durch das Mißgeschick, das 1911 die Expedition Dr. Marcs nach Patmos betroffen hatte. Gegen 500 Blätter aus zwei Athanasioshandschriften waren photographiert worden, aber das Papier war fehlerhaft gewesen, sodaß sich die Aufnahmen nicht entwickeln ließen.¹ Aber für den 1. Teil des Unternehmens waren die Vorarbeiten an den Handschriften 1912 weit gediehen, einiges bis herab zu den spätesten Konzilien beigebracht und geprüft. Erwähnt ist schon, daß

¹ Erst nach Jahren ist der schmerzliche Verlust durch amerikanische Gelehrte wett gemacht worden (s. H. G. O p i t z, Untersuchungen [s. o. S. 34] S. 9. 13).

Schwartz für das letzte als Bearbeiter seinen ältesten Sohn ins Auge gefaßt hatte (s. o. S. 13). Daß schließlich das Justinianskonzil von 553 der Endpunkt wurde, dürfte bedingt sein durch die katastrophale Arbeitsunterbrechung, zu der der Krieg zwang, z. T. aber doch wohl auch durch das Anwachsen des Stoffes zu den früheren Synoden. An die 3000 Quartseiten hat Schwartz in den Acta conciliorum an Konzilsakten herausgegeben. Wer von seinen Zeitgenossen hätte so viel – und so gründlich – schaffen können? Dazu tritt noch die ursprünglich für die Sammlung bestimmte Herausgabe der Akten zum acacianischen Schisma (Nr. 357) und die der drei dogmatischen Schriften Justinians (Nr. 383), um nur die großen „Nebenprodukte“ hier zu nennen! Es kommt noch weiter hinzu, daß Schwartz sich in keinem Stadium der Arbeit mit der bloßen Edition und ihr unmittelbar dienenden Aufsätzen begnügte, sondern daß er fortlaufend die geschichtlichen Einsichten, zu denen ihm die Urkunden verhalfen, entwickelte, sei es in allgemeiner gehaltenen Überblicken, sei es in engem Anschluß an das mitgeteilte Urkundenmaterial. Wer wie ich als vollkommener Laie an diese Produktion herangeht, wird die zusammenfassenden Darstellungen sogar besonders zu schätzen wissen. Schwartz' Fähigkeit, Vergangenes lebendig zu machen und für Personen und Vorgänge, die dem Leser fremd sind, seine Teilnahme bis zu recht eigentlicher Spannung zu wecken, entfaltet sich hier in ihrer ganzen Kraft. Deutlich ist aber auch, wie der Verfasser aus dem persönlichen Bedürfnis heraus schreibt, was er als Philologe bearbeitet, auch mit den Augen des Historikers zu sehen. In Nr. 277, die er als eine Abschlagszahlung auf eine geplante Darstellung der ost-römischen Kirchenpolitik des 5. und 6. Jahrhunderts bezeichnet, spricht er das auch offen aus. Er hat damals (1914) nur die Vorgeschichte des ephesinischen Konzils von 431 behandelt. Die geplante Fortsetzung zu geben bot ihm nach dem Weltkrieg ein Berliner Vortrag Gelegenheit, der dann als unsere Nr. 301 (1921) veröffentlicht ist; da er einleitend noch hinter Theodosios zurückgreift bis auf Konstantin, ist er die vollständigste Darstellung der Konzilsgeschichte, die Schwartz gegeben hat. „Letztes Wort“ ist sie natürlich nicht, schon weil er manches Einzelne, wie etwa Justinians Motive beim Dreikapitelstreit, später anders beurteilt.

Eher kann man unsere Nr. 301 als den „Rahmen“ bezeichnen, den Schwartz in den zwanzig folgenden Jahren mit reichen Bildern gefüllt hat. Der früheste Vertreter dieser Gattung hingegen, auch ein Vortrag, gehalten 1909, also ganz in den Anfängen dieser Unternehmungen (Nr. 259), mutet den späteren Darstellungen gegenüber an wie eine Rechenschaft, die der Verfasser sich selbst über die Grundlagen der geplanten Riesearbeit (zunächst bis zum Konzil von Chalkedon) gibt, im Hinblick vor allem auf die rechtlichen Verhältnisse und die Entstehung des Konzilsgedankens.

Doch zurück zu den Schicksalen der Acta selbst! Die Ausgabe ist, wie die Jahreszahlen in der am Ende des Schriftenverzeichnisses gegebenen Gesamtübersicht zeigen, nichts weniger als ein *opus uno filo detextum*. Das kommt zu einem Teile daher, daß die Arbeitsanordnung von der Beschaffung des hsl. Materials abhing, zum andern aber von den Peripetien des äußeren Lebens, wie wir dies schon oben (S. 8) angedeutet haben. Tom. IIII vol. II, das der Reihe nach letzte Stück des Ganzen, ist zuallererst erschienen: das zugehörige vol. I aber ist das einzige Stück des verkleinerten Planes, das Schwartz nicht mehr hat erledigen können. Er hat die Herstellung des Druckmanuskripts gerade noch in Angriff genommen, in den Tagen, da sich die tödliche Krankheit entwickelte. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah. Da wies er auf die Blätter auf seinem Tisch und sagte: „Ich hab's gewagt, das noch anzufangen. Ob ich's zu Ende führen kann, steht dahin. Aber die Aufgabe ist nicht besonders schwierig. Dieses Schlußstück können auch andere fertig machen.“ Nach dem Bericht von 1912 ferner sollte Tom. III zuerst veröffentlicht werden: er ist aber der letzte, den Schwartz selbst noch druckfertig gemacht hat. Die Arbeit ist damals aufgehalten worden durch eine Mitteilung von A. Ehrhard über eine Handschrift auf dem Athos (in Vatopedi), von der erst nach langer Zeit eine Photographie zu erlangen war. Auch sonst wurde ja die Mühsal des Suchens auf diesem Gebiet, für das die griechischen Handschriften seit dreihundert Jahren nicht mehr, auch die lateinischen erst im 19. Jahrhundert ausgenützt waren, durch manchen Fund belohnt, damit aber wie gesagt die Abfolge der Volumina gestört: Funde wollen immer sogleich geprüft sein.

Daß Schwartz die Überlieferungsgrundlage in allen Teilen neu zu schaffen in der Lage war, ist zu einem nicht geringen Teil dem Aufkommen der Schwarzweißphotographie zu danken. Schwartz hat diese Technik selbst gern und, wie er gelegentlich erzählte, besonders flink gehandhabt, wie er überhaupt ein kundiger Photograph war. Nicht wenig, namentlich die Aufnahme italienischer Handschriften, hat er auf wiederholten Reisen erledigt. Noch im Hochsommer 1933 fuhr er nach Mailand zu einer nur an Ort und Stelle zu besorgenden schwierigen Kollationsarbeit; sie betraf die Zweitschrift auf dem berühmten Frontopalimpsest der Ambrosiana (s. Acta conc. tom. II vol. III pars I p. IX s.). Die Beschaffung der Mittel oblag zunächst der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft (über die ansehnlichen Beträge s. 10. Bericht S. 31, 11. Bericht S. 42); dann, als diese Mittel von der Inflation aufgezehrt waren, kam durch Vermittlung von Kardinal Ehrle großzügige Hilfe für die Beschaffung der Photographien seitens des gelehrten Papstes Pius XI., endlich brachten Schüler und Freunde zu Schwartz' siebzigstem Geburtstag eine ansehnliche Spende zusammen, wodurch die Sorge um die Materialbeschaffung endgültig behoben wurde. Der Verlag ging nach dem Kriege – nicht ohne Umstände (in Nr. 297 S. 121 spricht Schwartz schwere Besorgnisse aus) – an Walter de Gruyter über, und die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft sprang, soweit nötig, mit Zuschüssen ein. Zu den Schwierigkeiten der Aufgabe an sich kamen eben infolge des Krieges noch große von außen.

Aber die ärgste bedeutete doch der Krieg selbst. Nur die stählerne Energie eines Schwartz konnte die Hemmungen, die er schuf, überwinden. Als die Arbeit an tom. III zurückgestellt worden war, hatte er tom. IIII vol. II vorgenommen, „veranlaßt durch den zufälligen Fund einer verloren geglaubten Handschrift“ (WL; es ist der Bodleianus des Johannes Maxentius). Der Druck war, berichtet er, so gut wie fertig, als Schwartz im April 1914 nach Straßburg übersiedelte. Nun begann er, die lateinische Übersetzung der ephesischen Akten zu rezensieren; während der Arbeit erhielt er die Photographien der griechischen Handschrift [A], die Ehrhard – ein zweiter wichtiger Beitrag von ihm – in Athen gefunden hatte (s. unsere Nr. 297), mit ihrer

Fülle ganz unbekannter oder nur in fragwürdiger lateinischer Übersetzung erhaltener Aktenstücke. „Ich war,“ erzählt er im WL, „mit dem Kopieren und dem Beschreiben der ganzen Handschrift noch nicht fertig, als der Krieg ausbrach. Unmittelbar nach der Mobilmachung schaffte ich alles photographische Material, meine Arbeiten und die dafür nötigen Bücher in die Straßburger Bibliothek; schon aus inneren Gründen war an eine Fortsetzung der Arbeit nicht zu denken. Ich zweifelte, ob ich sie je würde wieder aufnehmen können.“ Auch als es zu der Belagerung, auf die man gefaßt war, nicht kam, war an friedensmäßige Arbeit nicht zu denken. Es folgte das Rektoratsjahr, die politische Arbeit – und die wachsende politische Spannung. Statt der Konzilsakten nahm jetzt Schwartz den Thukydides vor und schrieb das Buch, das alsbald nach Kriegsende erscheinen konnte. „Das entsprach der schweren Zeit.“ Von dem für Schwartz so besonders erschütternden Abschluß der zweiten Straßburger Epoche haben wir erzählt. Was in der Bibliothek geborgen war, konnte er noch vor der Flucht aufs rechtsrheinische Ufer schaffen lassen. Aber erst im Sommer 1919 kamen diese Kisten wieder in seinen Besitz, die zurückgelassenen Bücher und Manuskripte erst gegen Ende 1919, und zwar dank der Vermittlung Heibergs und Cumonts. Kaum hatte er seine photographischen Schätze in den Händen, so nahm er die Arbeit an den Konzilsakten wieder auf. Sie ist dann sein Hauptobjekt bis zum Lebensende geblieben; auch die Homerausgabe und das Odysseebuch waren, wie wir sehen werden, bloß Zwischenspiele. Auch jetzt konnten die Volumina nicht einfach nach dem festgelegten Schema zum Druck gebracht werden, wenn sich auch die Absicht erkennen läßt, in dieser Hinsicht das Mögliche zu tun. Aber fast Jahr um Jahr erschienen neue Faszikel oder ganze Bände.

Schwartz' Ausgabe der Acta bedeutet etwas grundsätzlich Neues. Im WL äußert er sich darüber so: „Man kann, muß sogar, alle handschriftlichen Sammlungen von Konzilsakten als Publizistik auffassen (s. o. S. 33). Das deutlichste Beispiel sind die ephesischen Akten, die von den beiden Parteien in die das Konzil sich spaltete, gegeneinander gesammelt und herausgegeben sind. Mit dem chalkedonischen ist es nicht anders; es

wurde zwar von der staatlichen Leitung straff zusammengehalten, mußte aber gegen die fanatische Opposition der monophysitischen Schismatiker verteidigt werden. Jenes kirchenpolitische Interesse wirkte nicht nur in der Zeit der Konzilien selbst, sondern meist noch lange nachher; daß von den ephesischen und chakedonischen Sammlungen so viel erhalten ist, ist die Folge des Dreikapitelstreits unter Justinian, der die meisten lateinischen Übersetzungen und partikulären Sammlungen erst ins Leben gerufen hat. Endlich ist noch zu bedenken, daß Papst Leo I. selbst als Publizist eingriff dadurch, daß er die politische Korrespondenz seines Vorgängers Caelestin und seine eigene herausgeben ließ. Da die publizistische Absicht meist nur aus der Zusammenstellung des veröffentlichten Materials zu erkennen ist, muß gefordert werden, daß die Sammlungen als solche herausgegeben, nicht aufgelöst und nach willkürlichen Gesichtspunkten neu zusammengestellt werden, wie es von den ersten und einzigen Herausgebern der griechischen Akten im Jahre 1608 zum Unglück für die Forschung geschehen ist. Die späteren Sammlungen von Labbé, Hardouin, Mansi sind, soweit der griechische Text in Frage kommt, nur Nachdrucke.¹ Diese grundsätzliche Einstellung zu der Aufgabe hat Schwartz natürlich auch in seinen Veröffentlichungen, den *praefationes* der Acta und sonst, vertreten. Für eine wirklich monumentale Urkundenpublikation ist sie gewiß das Richtige, wenn sie auch für den Benützer, der Einzelnes für einen bestimmten Zeitpunkt (oder Ort oder Person u. dgl.) sucht, nicht bequem ist: ihm helfen die umsichtig und mit größter Sorgfalt angelegten Indices. Eine Umgruppierung, selbst wenn sie auf genauesten Studien beruht, bringt doch immer ein subjektives Element herein und ist Einwendungen offen; ganz zu schweigen davon, daß bei jeder andern Anordnung als der von Schwartz gewählten ein Rest bleibt, der nicht recht unterzubringen ist.

Aufgenommen sind die griechischen und lateinischen Urkunden. Syrisches, das spärlich hereinspielt, wird in Rücküber-

¹ Gegen solche Nachdrucke hat der Philologe Schwartz überhaupt die denkbar stärkste Abneigung. Die Patrologie von Migne nennt er, fast so oft er sie erwähnt, *cloaca maxima*. Dagegen hat er für Maaßen und für Günthers Ausgabe der *collectio Avellana* stets Worte warmer Anerkennung.

setzung ins Griechische mitgeteilt. Aber die „Räubersynode“ von 449, von der die Hauptdokumente syrisch erhalten sind, blieb ausgeschlossen (diese Urkunden von Fleming, AbhGGW XV 1, 1917, herausgegeben). Andererseits ist von vornherein eine Synode, die nur eine ἐνδημοῦσα war, wenn auch auf kaiserlichen Befehl zusammengetreten, die von Konstantinopel 536, hereingenommen, über die wir durch die noch bescheidenere von Jerusalem unterrichtet sind (tom. III): das reiche und für die ersten zwei Jahrzehnte Justinians wichtige Material rechtfertigt das Verfahren.

Das in der Ausgabe Geleistete im einzelnen zu würdigen liegt ganz außerhalb meiner Zuständigkeit; dafür ist auf die Besprechungen zu verweisen, soweit sie von Sachkennern wie Grumel (ByzZ), Peeters (Anal. Boll) oder Diekamp (Theol. Revue, mit guter Orientierung über den Inhalt) stammen und auf Durcharbeitung der Texte und der *praefationes* beruhen. Sie pflegen auch das Verdienstliche der Indices hervorzuheben. Einwendungen werden gegen die Textbehandlung kaum, eher schon gegen Schlüsse, die Schwartz aus dem Bestand der einzelnen Sammlungen auf ihre Tendenz zieht, erhoben. Aber die Großartigkeit der Leistung, die Sicherung und Bereicherung des Materials wird von allen Seiten dankbar anerkannt; auch wird wohl betont, daß dieses Material über den unmittelbaren kirchengeschichtlichen Wert hinaus noch nach anderen Seiten hin von nachfolgenden Generationen ausgenützt werden muß, für die staatlichen Institutionen (hierfür vgl. Schwartz selbst in Nr. 377), für die beiden Sprachen, für die Übersetzungsprinzipien der Zeit usw.

Schwartz selbst war, wie schon erwähnt, vornehmlich darauf bedacht, die Ernte als Historiker in die Scheuern zu bringen. Die vorbereitenden oder begleitenden Veröffentlichungen dienen bis zu einem gewissen Grad alle diesem Zweck, auch diejenigen, in denen die Fragen der Überlieferung im Vordergrund stehen. Sie können hier nicht durchgesprochen werden; doch ist es vielleicht nicht unersprießlich, zusammenzustellen, wie sie sich um die Tomi und Volumina gruppieren. Das Zeitverhältnis zu ihnen ist aus dem Schriftenverzeichnis leicht zu ersehen.

Das Ephesinum wird vorbereitet einmal in der Zeit vor der großen Unterbrechung mit Nr. 274, 1 und Nr. 277 (s. o. S. 42),

sodann nach dem Krieg mit Nr. 297, von der schon zu reden war (s. o. S. 44), Nr. 303 (mit Publizistik nach 431 befaßt), Nr. 310. Später als tom. I fallen Nr. 330 (wieder über Publizistik nach 431) und als richtiges Nachspiel der Aufsatz über die fragwürdige Persönlichkeit des Mönchs Viktor, Nr. 334.

Vom Tomus des Chalcedonense sind die ersten Volumina 1932 erschienen; aber die vorbereitenden Publikationen setzen geraume Zeit früher ein. Bei der Beschaffenheit der meisten Sammlungen ist ja ohnehin im Auge zu behalten, daß der Bearbeiter im Grunde genommen stets allermindestens die reichlich zwei Jahrhunderte vom Nicaenum bis zum Konzil von 553 überblicken mußte: Belege und Erörterungen für eine weit frühere Zeit sind uns großenteils erhalten durch die polemische Literatur einer späteren (s. o. S. 46). In besonderem Maße gilt dies für das Chalcedonense, wobei etwa die Hörer von Schwartzens Erlanger Vortrag von 1925, der leider ungedruckt geblieben ist (Nr. 321 a), sich an die sprühend lebendige Schilderung erinnern mögen, die er vom Diakon Rusticus, dem Neffen des Papstes Vigilius, und seiner Arbeit an den damals über hundert Jahre alten Akten, vornehmlich denen zum Chalcedonense, entworfen hat. Eben die Tätigkeit des Rusticus beleuchtet Schwartz in der gleichfalls 1925 erschienenen Nr. 321, die mit der Darstellung des Falles Domnos von Antiochien ein Musterbeispiel für die Verbindung von Aktenpublikation und historischer Untersuchung ist, wie er sie so meisterhaft handhabte. Nr. 328, ein kleiner Teilausschnitt aus dem Verlauf des chakedonischen Konzils, ist gleicher Art, während die Wiederverwendung alter Akten bei späteren Verhandlungen in Nr. 326 beleuchtet wird. Endlich ist ein Hauptproblem von Chalkedon (eng mit den Glaubensfragen im strengsten Sinn verkoppelt) in Nr. 335, über den Prozeß des Eutyches, entwickelt, auch unter lehrreicher Erörterung der rechtlichen Seite des Verfahrens: ein vorzügliches Beispiel dafür, daß Schwartz im Rahmen der Acta conciliorum selbst unmöglich den Reichtum der Erkenntnisse ausbreiten konnte, die sich ihm bei der Herausgeberarbeit ergaben.¹

¹ Dazu gehört tom. II vol. II pars I. – Recht eigentlich ein Nebenprodukt, nur locker mit der Aktenpublikation (der Leobriefe in tom. II vol. III) verbunden, ist die Untersuchung Nr. 346.

Aus den Acta herausgenommen, für die sie nach dem Programm auf der Rückseite des Titelumschlags bestimmt waren, hat Schwartz die „Publizistischen Sammlungen zum acacianischen Schisma“ (Nr. 357, s. o. S. 42). Er motiviert sein Verfahren in der Vorbemerkung. Die Dinge liegen ähnlich wie beim Eutychesprozeß, nur daß die Masse des Urkundenmaterials viel größer, auch ihre literarische Analyse umständlicher und schwieriger ist. Die Sonderveröffentlichung gab ihm aber Gelegenheit, die Vorgänge (S. 171–262) als Historiker darzustellen, – das ausgeführteste Bild eines kirchengeschichtlichen Konflikts in enger Verbindung mit der politischen Geschichte, das wir von seiner Hand besitzen. Hinzuzunehmen ist die sieben Jahre frühere Nr. 329. Die Analyse einer von Schwartz auch noch später verwerteten Sammlung wird hier geboten mit dem Ziel, sie als politische Tendenzschrift aus den Kreisen des Petros Mongos von Alexandrien zu erweisen, des durch Akakios' kluge Politik zur Versöhnung mit ihm gewonnenen Nachfolgers des Timotheos Ailuros, der ein scharfer Gegner der konstantinopeler, dem Chalcedonense treuen Kirchenführung gewesen war. Daß die Abhandlung noch viel mehr für die Zeit zwischen Chalkedon und Konstantinopel Wichtiges enthält, so über des Petros Vorgänger, kann hier nur angedeutet werden.¹

Von den letzten beiden Tomoi ist IIII vol. II vorbereitet durch Nr. 274, 2,² vol. I durch die große Textpublikation Nr. 383, zu der die „Bemerkungen“ aber äußerst knapp gehalten waren – wegen „der Not der Zeiten“: während des Druckes war der zweite Weltkrieg ausgebrochen, der auf Schwartz' Gemüt schwer lastete. Daher am Schluß die Bemerkung: „Meine Absicht, die Kirchenpolitik Justinians im Zusammenhang darzustellen, habe ich aufgeben müssen.“ Einige Monate später hat sich aber der Nimmermüde doch auch noch diese Darstellung abgerungen, die übrigens im Kyrill von Skythopolis (Nr. 381) S. 392 ff. weitgehend vorbereitet war: der zweite Teil von Nr. 387, das Letzte, was er in unserer Akademie vorgetragen hat, führt die Geschichtserzählung wenigstens bis zum Konzil von 553, und die Neu-

¹ Die fingierten Briefe an Petrus Fullo sind in Acta conc. tom. III wieder abgedruckt.

² Berichtigungen dazu in Nr. 329 S. 91 ff.

ausgabe der Vigiliusbriefe steht ebenfalls in enger Beziehung zu tom. IIII vol. I.

Zu der Arbeit an der Überlieferung und geschichtlichen Auswertung der Acta conciliorum trat seit 1930 die eingehende Beschäftigung speziell mit ihrer juristischen Seite, den Kanones, nunmehr mit den Sondersammlungen. Schon 1908, in Nr. 254, hatte Schwartz auf die Aufgabe hingewiesen, die hier lag, in den ursprünglichen Plan der Gesamtedition hatte er die griechischen Kanones aufgenommen, und auch als in Beneschewitsch der Mann gefunden war, der diese große Arbeit auf sich nehmen konnte, war nicht etwa Schwartz' Interesse an der Sache erlahmt; vielmehr wurde er nun der eifrigste Förderer von dessen Unternehmen. Für die *ecclesia occidentalis* hatte C. H. Turner schon 1899 begonnen die *Monumenta iuris antiquissima* zu bearbeiten. Seine Grundsätze waren die gleichen, nach denen Schwartz die Edition der Konzilsakten betrieb, gleich auch die wissenschaftliche Sorgfalt, ganz anders allerdings das Tempo, in dem der Engländer seine Veröffentlichungen herausbrachte. Wie zu dem russischen so entwickelte sich zu dem englischen Kollegen ein höchst erfreuliches Verhältnis. Den letzten von Turner († 1930) selbst noch herausgegebenen Faszikel machte Schwartz zum Gegenstand einer weit ausgreifenden Besprechung (Nr. 347). Nicht allzu lange vor Kriegsausbruch, wenn ich mich recht erinnere, übernahm er auch die Fertigstellung des letzten von Turner vorbereiteten Faszikels (daß die Bogen des Textes vorlagen, erwähnt er Nr. 377 S. 83); ob derselbe inzwischen erschienen ist, ist mir nicht bekannt. Enger, aber dabei höchst tragisch gestalteten sich die Beziehungen zu Beneschewitsch, wie schon angedeutet (S. 40. 41). Die Bearbeitung der Kanonensammlung in 14 τίτλοι hatte ihm Schwartz' Hochachtung gewonnen. Persönliche Bekanntschaft wurde zur Freundschaft. Die Aufgabe, nun auch das Werk des Ioannes Scholastikos, vor allem die Sammlung in 50 τίτλοι, herauszugeben, übertrug die Straßburger wissenschaftliche Gesellschaft dem russischen Gelehrten auf Veranlassung von Schwartz, und geraume Zeit nach dem Kriege bewog er unsere Akademie, sich des Planes anzunehmen. Der knappe Bericht, den er in Nr. 354 gab, diente der Orientierung. Im Druck erschien tom. I aber erst 1937 (Abh-

BAw NF. 14). Die Verzögerung war nicht Beneschewitschs Schuld. „*Annis 1933–1934 omnes fere codices antea excussos denuo conferre coactus sum, cum quae annis praecedentibus confeceram, casu quodam adverso periissent*“, schreibt er p. XIII der Ausgabe, die Verbannung ins nördliche Rußland andeutend, die ihn betroffen hatte. „Die Ausgabe wurde ihm zum Verhängnis“, sagt Schwartz, wahrscheinlich mit Recht, p. X der Ges. Schr. I. Beneschewitsch ist seither verschwunden. „Das photographische Material, das die Akademie ihm für den zweiten Band überschickte, kam als unbestellbar zurück“.¹

Genug von diesem Drama, das für die Wissenschaft eine schwerste Schädigung auf unabsehbare Zeit bedeutet! Zu denken haben wir noch eines Werkes, zu dem Schwartz die Anregung gegeben hat, der „syrischen Kanones der Synoden von Nicaea bis Chalcedon“, von Fr. Schultheß in den Abh-GGW X 2 (1908) veröffentlicht. Eben in jenen Jahren, da der große Editionsplan Form gewann, hat Schwartz aber auch schon selbst der äußeren Ordnung des kirchlichen Lebens – zu einem guten Teil wollen die Kanones nichts weiter als es in rechtlicher Form und allgemein gültig regeln – Untersuchungen gewidmet: sowohl die über die pseudoapostolischen Kirchenordnungen (Nr. 266) mit der Entdeckung, daß die sog. ägyptische Kirchenordnung ein Werk des Römers Hippolyt ist, wie Nr. 268 reihen sich hier ein. Nach langer Pause hat dann eben die nähere Beschäftigung mit Beneschewitschs und Turners Arbeiten, nehmen wir an, bei Schwartz, wie das so seine Art war, zu selbständigen, scharfsinnigen Untersuchungen geführt. Überlieferung peinlich genau festzustellen und das so Gewonnene für die Geschichte nutzbar zu machen, ist auch hier das Ziel (Nr. 341. 344).² Dann aber gelang Schwartz – ich hoffe, den Laien trägt der Eindruck nicht, – eine ganz grundlegende Leistung für die Geschichte der Kanones, die Rekonstruktion der Kanonensammlungen der alten

¹ Es liegt z. Zt. bei dem photographischen Material von Schwartz im Thes. ling. Lat.

² A parte potiori kann hierher auch die Überschau über „Zweisprachigkeit in den Konzilsakten“ (Nr. 355) gestellt werden. Das Problem „Griechisch oder Lateinisch?“ ist ja auch der Gegenstand der Untersuchung der Kanones von Serdika, Nr. 344.

Reichskirche (Nr. 370). Der zweite Abschnitt der großen Abhandlung scheint mir wieder eines der Kabinettsstücke seiner darstellerischen Kunst. Das Ganze aber ist ein Beitrag zur Kirchengeschichte seit Nicaea mit der Rivalität der großen Thronoi, der die Arbeiten zu den Konzilsakten um ein unentbehrliches Element bereichert.

Ein besonders sprödes, gleichwohl aber wichtiges Forschungsobjekt bilden endlich die Bischofslisten, die uns sowohl von Konzilsakten wie von Kanonensammlungen geliefert werden. Ihre Bedeutung leuchtet sofort ein, wenn man sich der Rolle erinnert, die sie im Streit um die Antiochener Synode von 325 gespielt haben. So ist es denn selbstverständlich, daß Schwartz auch über sie gearbeitet hat. Nach der Behandlung der ephesischen (Nr. 310) und dem feinen Fund eines Bischofs von Aduli in Abessinien (Nr. 372) ist die Hauptarbeit Nr. 377. Sie vermittelt überraschende Einsichten in das Publikationswesen der Konzilien und nebenher, soweit die Listen unter kaiserlichem Einfluß geordnet sind, in die offizielle Provinz- und Diözesenteilung selbst. Aber welche Mühsal kostete es, all dies mit voller Sicherheit herauszuholen!

Auch damit ist der Kreis der unter sich über Jahrzehnte hin zusammenhängenden kirchengeschichtlichen Arbeiten von Schwartz noch keineswegs umschrieben. Immer wieder begegnet als eine Sondererscheinung das Mönchtum. Diese Weltflüchtigen haben, seitdem Athanasios ihre Brauchbarkeit für den kirchenpolitischen Kampf erkannt hatte, in Ägypten, in Palästina, in und um Konstantinopel einen unverächtlichen Faktor in der Gesamtentwicklung gebildet. Schon 1912 berührt Schwartz das Gebiet der palästinischen Mönchsgeschichten mit Nr. 272, doch ist bei der Ermittlung des Ioannes Rufus als Verfassers der Vita Petrus des Iberers und der Datierung von dessen Tode das Interesse wesentlich literarhistorisch. Tief greifen in eine nicht wenig besprochene Literatur ein die Palladiana (Nr. 378, 1937): Lebensdaten und kirchenpolitische Verhältnisse werden erörtert, besonders aber ein energischer Versuch gemacht, in den Aufbau eines der Hauptwerke über das Mönchsleben, die Historia Lausiaca, Licht zu bringen. Endlich war es, schon im Jahr darauf, Schwartz beschieden, auch auf diesem Nebengebiet mit einer Textpublikation hervorzutreten, die eine Lücke ausfüllt, und

die Berichte in einer Weise zu kommentieren, daß man bei dem Achtzigjährigen über die ungebrochene Schärfe des Geistes etwa in den chronologischen Untersuchungen und die Frische und Umsicht in der Darstellung des geschichtlichen Kapitels nur staunen kann: es ist das letzte seiner Bücher, der „Kyrillos von Skythopolis“ (Nr. 381). Natürlich besteht zwischen dieser Gruppe und der Arbeit an tom. III der Acta conciliorum ein gewisser Zusammenhang, aber niemand wird behaupten wollen, die Vorbereitung dieses Tomus habe mit Notwendigkeit dazu geführt, daß sich Schwartz so eingehend und so produktiv mit dem palästinischen Mönchswesen beschäftigte. Dabei ist die aufgewandte Mühe wahrlich nicht gering gewesen. Die 250 Seiten Text der Vitae der heiligen Mönche hat Schwartz – das Manuskript liegt z. T. auf unserer Universitätsbibliothek – mit eigener Hand niedergeschrieben, und wieder steckt in den Indices eine Fülle unsichtbarer Arbeit.

Wer das Schriftenverzeichnis durchmustert, findet noch eine Anzahl Publikationen, die bisher nicht genannt sind. Man kann sie als wirkliche Parerga bezeichnen, Nr. 342. 349. 369. 382. 384. Von ihnen ist die Veröffentlichung der zwei Predigten Hippolyts (Nr. 369) eine Nebenfrucht der Arbeit am Cod. Vat. gr. 1431 (Nr. 329), freilich bereichert um eine höchst einläßliche Musterrung von Hippolyts gesamter Schriftstellerei. Die Krone dieser Nebendinge aber dürften die „Unzeitgemäßen Beobachtungen zu den Clementinen“ (Nr. 349) sein. Der unendlich viel gelesene, aber auch unendlich viel umgestaltete und als Gefäß nicht immer orthodoxer Lehrauffassungen gebrauchte oder mißbrauchte fromme Roman, der griechisch in der Gestalt der Homilien, lateinisch in der Übersetzung der Rekognitionen durch Rufin vorliegt, hat in der Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts kaum weniger mannigfaltige Schicksale gehabt als in den Zeiten der alten Kirche,¹ – aber eine strengeren Anforderungen entsprechende Ausgabe, die allerdings die Heranziehung der syrischen Version erfordert, hat er noch nicht gefunden. Schon das ist ein Verdienst von Schwartz, daß er die vollständige Heraus-

¹ Als knappe Orientierung kann noch heute O. Stählin (Christ-Schmid-Stählin in Ottos Handb. VII 2, 2⁶, 1212) dienen, der, wie Schwartz S. 181, 1 sagt, „wie ein Tiresias im Gehüfte der Schatten vernünftig geblieben ist“.

gabe des Syrsers durch Frankenberg mit Rückübersetzung ins Griechische gefördert und die – jetzt bei der Berliner Kommission für spätantike Religionsgeschichte größtenteils druckfertig vorliegende – Ausgabe der griechischen und lateinischen Fassungen durch B. Rehm angeregt hat. Von den Überlieferungsfragen geht Schwartz' eigene Arbeit aus. Aber ihr Hauptziel ist der Nachweis, daß man in der angenommenen „Grundschrift“ nicht eine wertvolle Quelle frühchristlicher Zeit mit Aufschlüssen über das Judentum zu sehen hat, wie es die Meinung der alten Tübinger Schule und dann durch Waitz wiederum fast dreißig Jahre lang die herrschende Ansicht war. Vielleicht verflüchtigt sich für den Analytiker Schwartz die Grundschrift doch allzusehr (vgl. B. Rehm in ZNW 37 [1938]); aber wie er die uns vorliegenden Fassungen verständlich macht aus der Stimmung gebildeter Kreise zu Beginn des IV. Jh., die den Zusammenhang von Judentum und Christentum nicht ignorieren wollen und in dem vermuteten Ursprungsgebiet – um Antiocheia – ein freundliches Verhältnis zu den Judengemeinden pflegen, – das ist ein Meisterstück feinsten Forschungs- und Darstellungskunst.

Über dreißig Aufsätze oder Sonderveröffentlichungen zur Kirchengeschichte zähle ich von der Zeit an, als Schwartz seine Arbeit an den Konzilsakten wieder aufnahm, und nimmt man die z. T. sehr inhaltreichen Besprechungen hinzu, so kommt man auf vierzig. Dieses Gebiet war aber schon zehn Jahre früher für Schwartz durchaus zur Hauptsache geworden; seit dem Abschluß der Eusebenausgabe und dem Entwurf des großen Publikationsplanes werden die Arbeiten zur klassischen Philologie spärlich. Man muß nur staunen, daß Schwartz für dergleichen Dinge überhaupt noch Zeit fand. Und dabei sind unter ihnen zwei von größtem Gewicht, das Thukydides- und das Odysseebuch (Nr. 293. 316), dann weiter die Homerausgabe (Nr. 307, 312), die nur deshalb als streng philologische Leistung keine rechte Würdigung gefunden und Wirkung getan hat, weil sie in der Prachtausgabe der Allgemeinheit so gut wie unzugänglich ist. Der ganz knappe Apparat mit der Berücksichtigung der philologischen Arbeit der Alexandriner ist ausgezeichnet, so daß die Veranstaltung einer *editio minor et minus cara* dringend zu

wünschen wäre. Schwartz hat diese großen Arbeiten selbst als Unterbrechungen seiner Hauptarbeit empfunden und entschuldigt sich im WL ihretwegen förmlich. Wie es kam, daß er das Thukydidesbuch schrieb, ist schon gesagt (o. S. 45). Von den Arbeiten zu Homer aber berichtet er: „Es lag (1921) genug Manuskript – zu den Acta conciliorum – für die nächsten Jahre vor, und so wagte ich es, einen Seitensprung zu machen, und nahm das Angebot der Bremer Presse an, für eine Luxusausgabe von Ilias und Odyssee den Text zu liefern. Ich habe ihn neu konstituiert . . . Natürlich hatte ich das ganze Material, vor allem die antike Überlieferung, durchgearbeitet. Versuche, die Odyssee zu analysieren, hatte ich oft in Vorlesungen vorgebracht. Diese „schwankenden Gestalten“ meldeten sich, als ich den Text der Odyssee aufbaute und immer wieder überlegen mußte, ob spätere Interpolationen oder Zusätze der letzten Redaktion vorlagen. So erlag ich der Versuchung und schrieb ein Buch über die Odyssee.“¹ An diesem Bekenntnis ist schon das bemerkenswert, daß ein Editor der Druckerei mit seinem Manuskript weit genug voraus ist, um sich so große Seitensprünge erlauben zu können; daß aber Schwartz die Ergebnisse jahrelanger kritisch-analytischer Arbeit an dem ehrwürdigsten, ältesten Denkmal griechischer Dichtung bis zum Auftauchen eines äußeren Anstoßes nur auf dem Katheder verwendet, weil ihm die Entwirrung der Überlieferung und der geschichtlichen Verhältnisse einer in vielem unerfreulichen Spätzeit zur nächsten Pflicht geworden ist, hat etwas Befremdendes an sich und ist doch in seiner Art großartig. Den Verzicht, der darin liegt, kann man ermessen, wenn man im Odysseebuch, besonders dem zweiten Teil, die Freude des Verfassers am Nachschaffen der dichterischen Schöpfung aufleuchten sieht. Wie aber die großen Homerarbeiten der zwanziger Jahre die späte Ernte von einem längst bestellten Felde sind, so war auch das Thukydidesbuch in den Grundlinien lange vor der Ausarbeitung im Geiste seines Autors vorgebildet.² Von Gedanken, „die er schon durch viele Vor-

¹ Daß die Analysen nahezu 30 Jahre vor der Abfassung des Buches entworfen seien, sagt Schwartz auch in der Vorrede.

² Erinnert sei an die Analyse des I. Buches in Nr. 7 (s. o. S. 18).

lesungen durchgeschleppt hatte“, ist auch bei seiner Erwähnung im WL die Rede.

Auf diese den klassischen Philologen vertrauten Bücher soll hier nur ganz kurz eingegangen werden. Analytisch sind sie beide und teilen das Los aller derartigen Schriften, nicht als abschließend anerkannt zu werden, sondern als Ferment in der Wissenschaft zu wirken. Das tun Analysen um so mehr, je energischer sie durchgeführt sind. Wer eine solche nacharbeitet, wird sich immer wieder darüber ertappen, wie er, sei es auch nur in Stücken, eine eigene zu zimmern beginnt.

Der „Thukydides“ geht aus von den vor bald hundert Jahren von Ulrich entdeckten Spuren älterer Niederschriften in dem Werk, stellt aber die Beobachtungen unter einen höheren Gesichtspunkt: das Früher und Später der einzelnen Stücke wird für Schwartz Beleg für den Wandel der grundsätzlichen Einstellung des Verfassers zu dem großen Geschehen, d. h. für dessen eigene innere Entwicklung. Man mag von den Einzelergebnissen so viel oder so wenig anerkennen, wie man will, man mag auch finden, daß dem „Herausgeber“ eine zu große Rolle zugeschrieben wird, – kein Leser wird sich der darstellerischen Kunst entziehen können, mit der das Gesamtbild in dem Kapitel „Ergebnisse“ gezeichnet ist. Schwartz erzählte im Sommer 1939 lächelnd von einem Brief, in dem ihm ein Engländer (es dürfte Powell gewesen sein) seinen Besuch ankündigte, falls nicht etwa der Krieg dazwischen käme; er wünsche dringend seine Bekanntschaft zu machen, da er ihm zwar nichts von dem glaube, was in dem Thukydidesbuche vorgetragen sei, es aber für das weitaus Beste halte, was jemals über den Autor geschrieben sei. Übrigens ist das Analysieren großer Schriftwerke, wie Schwartz es geübt hat, eine deutsche Spezialität, und in Deutschland vor allem hat sein Thukydides gewirkt. Pohlenz und Schade-waldt wird man da an erster Stelle zu nennen haben. Ihre Arbeiten sind auch typisch für die rechte Wirkung einer starken Analyse, insoferne sie Einzelnes richtig stellen, worin sie überscharf war, im großen aber darauf ausgehen, die Scheidung der Schichten weiterzuführen und so das Bild der Entwicklung des Historikers noch plastischer zu gestalten. Gewiß ist seitdem die unitarische Welle wieder im Ansteigen; aber so wenig sie die

Spuren früher Niederschrift und später Zusätze hinwegspülen kann, so wenig kann sie die Frage überflüssig machen, ob sich in dem Werk als Ganzem eine Entwicklung des Geschichtschreibers widerspiegelt.

Ehe wir uns zu Homer wenden, sei ein Wort über die Beiträge eingefügt, die Schwartz über viele Jahre hin zu andern griechischen Dichtern geliefert hat, ohne doch alles zum Druck zu bringen, was er an eigenstem zu ihnen zu sagen hatte; eine Analyse der euripideischen *Alkestis* z. B., die er 1927 auf einer Tagung des Vereins Bayerischer Philologen vortrug, ist nicht veröffentlicht worden. Mit den mythographischen oder sagen wir lieber mythologischen Untersuchungen hängt sowohl die schon (o. S. 28) erwähnte Studie über Theokrits *Daphnis* (Nr. 234 mit der schönen Deutung der *Thalysia*) wie die über *Prometheus* bei Hesiod (Nr. 283), zugleich ein Beitrag zur Analyse der *Theogonie*, zusammen. Weiter hat Schwartz um die Dichter, die uns durch Papyrusfunde sozusagen neu geschenkt worden sind, sich bemüht, wie das in jenen Jahren viele – mit unterschiedlichem Erfolg – taten. Im Vordergrund steht dabei die Ergänzung oder auch die kritische Herstellung der Texte, so in den Bemerkungen zu Bakchylides (Nr. 233) und bei der wiederholten Behandlung menandrischer Stücke (Nr. 282. 287. 340). Der letzte dieser Aufsätze, der die *Perikeiromene* betrifft, bringt etwas sehr Wichtiges: der Historiker bestimmt aus seiner intimen Kenntnis der Überlieferung heraus die Zeitlage, die das Stück voraussetzt, und damit seine Entstehungszeit.

Die Arbeit an den homerischen Problemen zieht sich durch Schwartz' ganzes wissenschaftliches Leben. Es liegt auf der Hand, daß schon der junge Forscher, der über die mythographischen Homerscholien arbeitete, in dem Dichter zuhause war. Was Schwartz, auch schon lange vor dem *Odysseebuch*, veröffentlichte, ist alles aus solch inniger Vertrautheit heraus geschrieben. So der feine Beitrag zu der *Straßburger Festschrift* (Nr. 190a), der, leicht verändert, in das *Odysseebuch* übernommen ist (S. 76f.), oder die textkritischen, auch die antike Homerphilologie heranziehenden Bemerkungen in Nr. 257 (s. auch 314). Dann folgen zwei eng zusammengehörige Arbeiten, die durch Wilamowitz' Buch über „*Die Ilias und Homer*“ angeregt sind, aber

auf weit zurückliegenden Studien fußen, Nr. 292, die Rezension des Buches, und Nr. 289, „Zur Entstehung der Ilias“. Vor mehr als zwanzig Jahren, berichtet Schwartz in der Rezension, habe er angefangen, Analyse der Ilias zu treiben, und damals schon habe sich ihm der Gedanke aufgedrängt, daß die Ilias ursprünglich mit dem Tode Achills geschlossen haben müsse. Die Abhandlung über die Entstehung der Ilias versucht denn auch in ihrem letzten Teil, Spuren dieser älteren Gestaltung in dem uns vorliegenden Epos nachzuweisen. Auch Wilamowitz vertritt bekanntlich diese Ansicht. Die Abhandlung Nr. 289 kann aber überhaupt als geradlinige Fortsetzung von Wilamowitz' Iliasbuche bezeichnet werden, allerdings geliefert von einem Forscher, der in allem sein eigenes Urteil wahrte. In der Rezension tritt das noch stärker hervor. Dem Analytiker Schwartz geht Wilamowitz noch nicht weit genug in der Zerlegung des Epos, wenn er ein und demselben Dichter A bis H (natürlich ohne den Schiffskatalog) und wieder Λ-O, dazu Patroklos und überarbeitete Achilleus, zuschreibt. „Das ist, sagt Schwartz, im wesentlichen die Ilias. . . Ich gestehe, hier nicht folgen zu können.“ Würde einem Dichter von starker plastischer Gestaltungskraft wie dem von A und E zugetraut, daß er eine Masse vorhandener Poesie mit z. T. anderer Orientierung mit seinen Schöpfungen zu einem Ganzen vereinigt habe, so wäre damit „das Problem nicht gelöst, sondern nur von der vorhandenen Ilias weg in jenen konstruierten Poeten hinein geschoben.“ Man sieht, Schwartz ahnt die neueste Wendung der Iliasanalyse – und lehnt sie ab. Und wenn er, prinzipiell mit Wilamowitz einig, unsere Ilias aus kleineren Einzelepen zusammengewachsen sein läßt, so geht er über ihn hinaus, indem er von A annimmt, „daß es der Anfang eines Epos war, das mit der gleichen, sicher fortschreitenden Kunst wie den Streit der Fürsten so auch dessen Folge, die Niederlage der Achäer, erzählte.“

Er sieht also in der Ilias nicht so sehr aneinander geschobene Stücke als, geologisch gesprochen, Überschiebungen größerer Einheiten, deren ältere Schichten sozusagen unter der erhaltenen Oberfläche erschlossen werden müssen. Das ist also der Ilias gegenüber im Wesen dasselbe, was er bei der Odyssee im einzelnen darzustellen unternommen hat, nur mit dem Unterschied,

daß in der Ilias das Einzellied oder vielmehr Kleinepos für jeden Analytiker ein unentbehrliches Hauptelement bleibt, während es innerhalb der Odyssee überhaupt keine Rolle spielt. Es war also ebenso originell wie konsequent, daß Schwartz als Schichten eine Mehrzahl von Odysseen konstruierte, die sowohl Irrfahrten wie Heimkehr erzählten, nur in den älteren Stadien ohne Telemachie, während andererseits diese nicht als bloße Episode hinzuerfunden wäre, sondern auch noch den Freiermord dargestellt hätte. Alles in allem kommt er so auf fünf Odysseen. Sein Widerpart Wilamowitz wendet sich gegen „Versuche, auf Grund des Erhaltenen neue schönere Odysseen ergänzend aufzubauen“. Seine Gegenschrift, „Die Heimkehr des Odysseus“, ist denn auch nicht eigentlich eine Widerlegung, sondern (für die Heimkehr) ein Gegenstück, das übrigens manche schöne Einzelbeobachtung und die Annahme einer Schicht „Telemachie“ übernimmt. Als Ganzes, muß man gestehen, hat wohl niemand die Schichten-scheidung von Schwartz gut geheißt, aber ein rechtes kritisches Echo hat das Buch überhaupt nicht so gefunden wie der „Thukydides“. Zu nennen ist als solches, soviel ich sehe, allein Pfeiffers sehr überlegte Anzeige in der DLZ 1928, und dieser lehnt z. B. die älteste Odyssee (ohne Kalypso, von den Abenteuern greifbar nicht mehr als die Kyklopie enthaltend) ab. Die neueste, auch von Schwartz gesprächsweise als vortrefflich anerkannte Analyse der Odyssee, die von der Mühlhs in RE Suppl. VII, meint mit einem Dichter einer Urodissee, dem Telemachiedichter und einem letzten Bearbeiter, der die beiden Dichtungen zusammenfügte und dem alle verunstaltenden Erweiterungen zugeschrieben werden, auszukommen, – eine Vereinfachung auch gegenüber Wilamowitz, die wiederum manchem zu weit gehen wird. Indes wollen wir nicht übersehen, daß eben Von der Mühlhs das Buch von Schwartz „das bedeutendste, das über die Odyssee geschrieben ist“, nennt (Sp. 700). Das klingt ähnlich wie das Urteil Powells über den „Thukydides“, und gewiß nicht zufällig. Von der Mühlhs hat dabei, wie vorhergehende Äußerungen (Sp. 698) zeigen, allerdings nicht so sehr den analytischen Teil des Odyssee-buchs wie den synthetischen im Auge. Dieser tritt viel stärker hervor als die Synthesis im „Thukydides“: Schwartz hat ihm diesmal den ganzen zweiten Teil des Buches gewidmet und

daraus ein Meisterwerk, auch stilistisch, geformt, das zu lesen ein eben solcher Genuß ist wie das Schlußkapitel des Thukydidesbuches. Auch wer bei der Verteilung der Charakteristika an eine große Zahl von Individualitäten nicht ganz mitgeht, muß die Kennzeichnung der dichterischen Werte, die uns in der Odyssee geschenkt sind, dankbar mitempfinden.

Sowohl dem Thukydides- wie dem Odysseebuch ist ein eigener Teil beigegeben, der zahlreiche Beiträge zur Textkritik enthält.¹ Man kann hierher auch die von den Aufsätzen Nr. 376 und 386 abgesehen letzte Arbeit von Schwartz auf dem Gebiete der klassischen Philologie stellen, die Ausgabe des Aetnagedichtes (Nr. 356. 371); denn zu ihr, die aus wiederholter Behandlung in Seminarübungen erwachsen ist, hat sich Schwartz sicherlich deshalb entschlossen, weil er zu dem inhaltlich wie sprachlich schwierigen und dazu in höchst problematischer Überlieferung vorliegenden Poem eine Fülle eigener Vermutungen vorzulegen hatte; man zählt auf die 646 Verse an die hundert Konjekturen des Herausgebers (zu denen dann noch einige auserlesene Herstellungen von Stroux kommen), d. h. der Text ist so gut wie neu gestaltet. Der Konjekturenkritiker Schwartz verdient neben dem Analytiker wohl ein besonderes Wort, um so mehr, als er seine Gaben als stiller Mitarbeiter gern auch andern mitgeteilt hat, so Stählin zu seinem Clemens, den Herausgebern von Plutarchs *Moralia* u. a. mehr. Seine Vorschläge pflegen kühn zu sein, und ich glaube nicht, daß z. B. ein künftiger Thukydidesherausgeber ihrer sehr viele in den Text einsetzen wird, aber nicht leicht wird man eine Stelle finden, von der sich sagen läßt, Schwartz habe ohne Grund Anstoß an ihr genommen. Um noch einmal aus einem andern Gebiet eine Analogie zu bringen: Schwartz ist den Texten gegenüber ein Diagnostiker ersten Ranges, in der Therapie geht seine resolut zugreifende Art leicht etwas zu gewaltsam vor. Was ihm der Gedanke zu fordern scheint, gibt er als seine Korrektur, immer natürlich mit dem Sprach- und Stilgefühl, das ihn auszeichnet, aber oft ohne langes Besinnen darüber, wie die Verderbnis entstanden sein könnte. Die wissenschaftliche Bedeutung solcher Vorschläge ist dann vergleichbar

¹ Zu Homer ferner Beiträge in Nr. 314.

mit derjenigen der großen Analysen, soweit sie nicht wie beim Eusebios zu vollkommen einleuchtenden Ergebnissen geführt haben: sie regen die Forschung aufs stärkste an, ja weisen ihr den Weg. Die Analogie liegt im Wesen der Sache; denn es ist ein Analysieren, was uns bei Texten jeder Art die Unstimmigkeiten erkennen läßt, sei es im großen, sei es im kleinen und kleinsten.

DAS WERK UND DER MENSCH

Volle sechzig Jahre pausenlosen Schaffens im Dienste der Wissenschaft haben wir an uns vorüberziehen lassen. Soweit sich in dem Bericht die geistige Struktur eines Großen ganz von selbst enthüllt, brauchen weiter keine Worte davon gemacht zu werden. Der größte Editor und Handschriftenkenner seit Immanuel Bekkers Zeiten, der indes über alle seine Vorgänger an Sicherheit und Geschmeidigkeit in der Handhabung der Methode hervorragte, obwohl er nicht gern von Methode sprach, – wie hat er ganz in dieser Sphäre gelebt! Ich glaube keinem zweiten Philologen begegnet zu sein, für den die Kenntnis der Überlieferung so selbstverständlich zur Orientierung über jeden Autor gehörte, auch über solche, die seinen Studiengebieten fern lagen; derartige Fälle habe ich im Gespräch mit Schwartz wiederholt staunend erlebt. Das Herausgeben war ihm wirklich wie Lachmann oder Mommsen, an dem er in dem Nachruf diese Gesinnung rühmt (Ges. Schr. I 294), „das vornehmste und schwerste Geschäft der historisch-philologischen Wissenschaft“, „eine Pflicht, . . . für die keiner zu gut und die meisten zu schlecht sind“. Wie vertraut war ihm die Sprache vor allem von Hellas in all ihren Entwicklungsphasen! Ich kann aber auch bezeugen, daß er noch bei der Arbeit am Kyrill von Skythopolis sich mit auftretenden Einzelproblemen sprachlicher Art hart geplagt hat.

Es hieße den Gang durch Schwartz' Schriften noch einmal aufnehmen, wollten wir nochmals lange davon reden, wie sich ihm auf allen Gebieten ohne Ausnahme mit der Arbeit an den Texten nicht bloß deren inhaltliche Durchdringung – die gehört ja zu jeder solchen Aufgabe, wenn sie ernst genommen wird, – sondern als seine besondere Stärke von allem Anfang an die Erfassung der Persönlichkeit oder der Persönlichkeiten verband, die aus dem Schriftwerk zu uns sprechen. So gesehen, gehören auch die so umstrittenen großen Analysen ganz notwendig zu der Art von Schwartz: er kann nicht anders als, sei es in den homerischen Gedichten, sei es im vierten Evangelium, Indivi-

dualitäten am Werk sehen. Der Schwartz der „Charakterköpfe“ wird zum Analytiker, wo er im scheinbar einheitlichen Werk eine Mehrheit von „Charakteren“ erkennt: mutatis mutandis gilt das auch vom Thukydidesbuch.

Die Gabe, lebendige Menschen hinter allem Schriftwerk zu erspüren, macht Schwartz zugleich zu einem echten, großen Historiker. Richtiger sagt man vielleicht, es ist seine stärkste Seite auch da, wo er als Historiker schafft; denn er bleibt nicht bei der einzelnen Persönlichkeit stehen, auch dies von seinen frühesten Studien an (s. o. S. 19): zeitlos, ohne ihre Umwelt und deren Eigenart, schaut er sie nie, mag es sich um Hekataios von Abdera oder um die Mönche der Wüste Juda handeln. Er verabscheute das Schlagwort „Geistesgeschichte“, sicherlich weil er darin Verflüchtigung der Persönlichkeiten argwöhnte, und wollte auch von Kulturgeschichte nicht viel wissen. Aber zu beidem hat er Beiträge von dauerndem Wert geliefert. Das waren Früchte, die ihm wie von selbst in den Schoß fielen. Höher hat er wahrscheinlich die geschätzt, die er durch härteste, nüchterne Arbeit gewann; man denke nur an seine chronologischen Untersuchungen.

Indes solche allgemeinen Feststellungen sind unzulänglich, erfassen weder die Qualität der Lebensleistung noch ihren erstaunlichen Umfang noch die innere Einheit, die alle Vielfalt zusammenhält. Wir müssen versuchen, den Mann selbst zu erfassen, der hinter dem allem steht. Ich kann dies nur für die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens wagen; ganz anders kann Eduard Schwartz aber auch in jüngeren Jahren nicht gewesen sein, wenigstens seinem inneren Wesen nach. Mit beneidenswerter leiblicher Gesundheit und Spannkraft war er offenbar von Anfang an ausgestattet. Auch als er alternd zur Fülle neigte, blieb er kräftig. Wie er – auch nach eigenen Erzählungen – die Berge seines Elsaß unermüdlich durchstreifte, so ist er in seinen ersten Münchener Jahren in unserm Alpenvorland fleißig gewandert. Er tat's, um es kennen zu lernen, mit der Kamera in der Hand, nicht auf der Suche nach Erholung; abgearbeitet hat man ihn hier nie gesehen; die Ferien begrüßte er eigentlich nur als Gelegenheiten zu freierer eigener Arbeit und war kein Freund von Sommerfrischen. Eine wohlüberlegte Zeiteinteilung

mit früh beginnendem Arbeitstag ließ ihm die Abende frei für Familienleben, für künstlerische Genüsse, für moderne Lektüre (Goethe war ihm sehr vertraut), auch Lektüre in fremden Sprachen, und für Geselligkeit, die ihm in angeregtem Kreise eine Freude und bei der er auch leiblichen Genüssen nicht abhold war. Daß er sich seines Wertes und seiner Wirkung auf andere bewußt war, spürte man wohl, auch im persönlichen Verkehr; aber er legte es nicht darauf an, das Gespräch zu beherrschen, und verstand zuzuhören.

Er war als Gelehrter der glücklichste Arbeitstypus: unterstützt von einem bis zuletzt hervorragend treuen Gedächtnis, scharf und richtig auffassend, ein zugleich rascher und bis ins kleinste genauer Arbeiter, dem auch die Formung der Gedanken nicht schwer fiel (obwohl seine Manuskripte zeigen, daß er an der ersten Fassung sorgsam feilte). Dazu kam, gleichfalls bis zuletzt bewahrt, eine geistige Beweglichkeit, die sich nicht etwa nur in der schon erwähnten Handhabung der Methoden offenbarte, sondern ihn auch den eigenen Forschungsergebnissen gegenüber unbefangen erhielt. Wie sich das im WL äußert, ist wiederholt berührt; im Gespräch war es nicht anders. Freilich hielt er an gewissen Grundauffassungen fest, und eine Anzahl solcher *δόγματα* durch sein Lebenswerk zu verfolgen würde nicht schwer fallen; aber im Einzelfall war er begründeten Einwendungen durchaus nicht unzugänglich. Fremder Leistung gegenüber war er ein strenger Zensor. In der Reihe seiner Buchbesprechungen sind die ablehnenden zahlreicher als die zustimmenden, und sie sind z. T. von großer Schärfe ohne Ansehen der Person: dies immer, wo er entweder Unzulänglichkeit des wissenschaftlichen Rüstzeugs oder mangelnden Ernst der Forschung festzustellen meinte. Ob dabei der Autor sich gegen ihn wandte, das spielte keine Rolle. Nicht immer dürfte er die Mitforscher unbedingt richtig beurteilt haben. War er mitunter überscharf, so blieben ihm auch Enttäuschungen nach der andern Seite nicht erspart.

Denn hatte er einmal an jemand inneren Anteil genommen, so hielt er an ihm fest; der Mann, der zunächst eben durch seine Männlichkeit imponierte, wohl auch schroff wirkte, war sympathischen Gefühlen nicht so unzugänglich, wie es dem Ferner-

stehenden vor allem im Süden unseres Vaterlandes schien: wir täuschen uns gerne über die Gemütsiefe und -wärme des nordischen Deutschen. Und allerdings trug Schwartz das Gepräge des Holsteiners in aller Schärfe an sich, in den energischen Zügen mit den hellen, blauen Augen, in den straffen Bewegungen, in der scharfen, knappen Art zu sprechen, in der vorwiegend rationalen Betrachtung der Dinge und Menschen. Dabei hat er eine große Liebe zum deutschen Süden gehabt. Wenn das Wort „Ergänzungsideal“ einen Sinn hat, so trifft es hier zu. Schwartz hat zu Göttingen, der Stadt seiner Kindheit, in der er später als gefeierter akademischer Lehrer wissenschaftlich so besonders fruchtbare Jahre verlebt hat, nie ein inneres Verhältnis gewonnen; hingegen hatte es ihm Straßburg angetan, auch Freiburg, und für die letzten zwanzig Jahre seines Lebens ist ihm München, wie er oft bekannt hat, trotz seines rauheren Klimas, das er nicht schätzte, eine wirkliche Heimat geworden. Die größere Fülle, Farbigkeit, Leichtigkeit des Lebens hier empfand er als Bereicherung; aber das Gepräge seines Wesens wurde dadurch nicht verändert, die Seelenstärke, die von keinem Leid gebrochen ward, die Arbeitsfreude, die ihm Trost war, die innere Leidenschaft, mit der er jede Aufgabe erfaßte, die Verstandesklarheit, womit er sie durchführte. Getragen war dies Wesen von jener nicht zur Schau getragenen, freien Frömmigkeit, die er an seinem Freund Wellhausen rühmt, und vom höchsten und reinsten wissenschaftlichen Ethos. So soll denn auch hier am Schlusse das Bekenntnis stehen, das er an seinem 70. Geburtstag aufgezeichnet hat mit der Bestimmung, daß es bei seiner Beisetzung verlesen werde:

„Auf der Höhe meiner Mannesjahre rief ich einer gelehrten Versammlung die Worte zu: Die Welt kann nicht stehen ohne Ausgleichungen; aber die Wissenschaft vergeht, wenn sie die Probleme nicht scharf herausarbeitet und von ihren Antithesen sich etwas abdingen läßt. Sie bringt nicht den Frieden der Prediger und löst die Herzen nicht wie die Poeten, aber die wenigen, die das Joch des $\theta\epsilon\omega\pi\epsilon\acute{\iota}\nu$ auf sich nehmen, sorgen dafür, daß Leben und Bewegung bleibt im Geiste der Menschheit und das unendliche Streben und die unendliche Sehnsucht nach Erkenntnis nicht einschläft. Das ist nicht alles, aber es ist immerhin

so viel, daß jene wenigen nicht klagen dürfen, wenn sie ein Leben voll Zweifel und Unrast, voll Entsagung und Einsamkeit dafür einsetzen. – Dieselben Worte schrieb ich der Straßburger theologischen Fakultät, als sie mir 1917 bei ihrer Lutherfeier die Würde ihres Ehrendoktors erteilte; ich nehme auch jetzt, am Ende meines Lebens, nichts von ihnen zurück, füge nur hinzu: meine Seele gehört dem allmächtigen Gott, sein Wille geschehe!“

SCHRIFTENVERZEICHNIS

(Die Abkürzungen von Zeitschriftentiteln gebe ich in Anlehnung an das Otto'sche Handbuch und den neuen Kürschner. Aufsätze, die in den Gesammelten Schriften Bd. I wieder abgedruckt sind, werden lediglich nach diesen zitiert; der erste Erscheinungsort ist im Inhaltsverzeichnis des Bandes zu finden.)

- 1880 1. De Dionysio Scytobrachione. Diss. Bonn [S. 10. 16].
- 1881 2. De scholiis Homericis ad historiam fabularem pertinentibus. JbbfclPh. Suppl. XII [S. 10. 16].
- 1882 3. Su due dipinti vascolari rappresentanti la morte d'Atteone ed Ercole bambino che strozza i serpenti. Annali dell' Ist. 44 S. 290-300 [S. 11].
4. [Vorlage eines Bleigewichtes mit griech. Inschrift] Bulletino dell' Ist. S. 35f. [S. 11].
- 1884 5. De quibusdam scholiis in Euripidis Andromacham. Mélanges Graux. S. 651-657.
- 1885 6. Hekataeos von Teos. RhM 40 S. 223-262 [S. 16. 18].
- 1886 7. Über das erste Buch des Thukydidcs. RhM 41 S. 203-222 [S. 18].
8. Das Weltbürgertum in der griechischen Literatur. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankf. a. M. 2 S. 191-210 [S. 25].
- 1887 9. Scholia in Euripidem. Vol. I. Berlin [S. 17].
- 1888 10. Observationes profanae et sacrae. Ind. lectt. Rostock.
11. Tatiani oratio ad Graecos. T(exte und) U(ntersuchungen) 4, 1 [S. 17].
- 1889 12. Quellenuntersuchungen zur griechischen Geschichte. RhM 44, 104-126. 161-193 [S. 18 f.].
13. Coniectanea. Ind. lectt. Rostock.
- 1890 14. Quaestiones Herodoteae. Ind. lectt. Rostock.
- 1891 15. Quaestiones Ionicae. Ind. lectt. Rostock [S. 20, 1].
16. Athenagorae libellus pro Christianis, oratio de resurrectione cadaverum. TU 4, 2 [S. 17].
17. Scholia in Euripidem. Vol. II. Berlin [S. 17].
- 1892 18. Commentatio de Thrasymacho Chalcedonio. Ind. lectt. Rostock [S. 20, 1].
- 1893 19. Quaestiones ex historia Graeca saeculi quarti desumptae. Ind. lectt. Rostock.
20. Demosthenes erste Philippika. In: Festschrift Theodor Mommsen zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum überreicht von Paul Jörns, E. Schw., Richard Reitzenstein. Marburg [S. 19. 23].
- 1894 21. Die Königslisten des Eratosthenes und Kastor. AbhGGW 40 S. 1-96 [S. 22. 23].
22-80. RE I: Abas 11. Abydonos. Aethlios 2. Agaklytos 1. Agatharchides 3. Agathokles 24. 25. Agesias 3. Agriopas. Agroitas 1. Ainesidemos 8. Akesandros. Akestodoros. Akestorides 5. Akusilaos 3. Alexan-

- dros 88. 89. Alexarchos 4. Alexis 10. Alketas 7. Alkimos 18. Alyrios. Amelesagoras. Amometos. Amphikrates 4. Amphilochos 6. Amphion 8. Amphitheos 2. Amyntas 22. Amyntianos 1. Anaxandrides 2. Anaxikrates 8. Anaxilaides. Anaximandros 2. Anaxis 2. Andreas 10. Andriskos 5. Andron 11. 12. Andronikos 26. Androtion. Antenor 7. Antigenes 10. Antigonos 18. Antikleides 2. Antileon 5. Antilochos 4. Antimachos 26. Antiochianus 1. Antiochos 60. 61. Antipatros 24. Antisthenes 9. Aphrodisios 9. Aphroditianos. Apollas 3. Apollodoros 59. 60. 61 II. III [S. 22].
- 1895 81–119. RE II: Apollonides 27. Apollonios 72. 73. 74. 75. Apollothemis. Apomnemoneumata. Appian 2. Araithos. Aratos 8. Archemachos 4. Archetimos 4. Archinos 7. Architimos 2. Aretades. Aretes. Aristagoras 12. Aristainetos 6. 7. Aristetas 14. Aristippos 7. Aristobulos 14 [S. 21]. Aristodemos 27. 28. 29. 30. 31. 32. Aristodikos 4. Aristokrates 25. Aristokritos 5. Aristophanes 13. Aristos 8. Aristoteles 14. Arizelos 3. Armenidas. Arrianus 9 [S. 21]. Artapanos. Artemidoros 26.
- 1896 120–140. RE II: Asinius 23. 31. Asklepiades 22. 23. 24. 25. 26. Aspasio 1. Astynomos 2. Athanatos. Athanis 2. Athenaios 17. Athenikon 3. Athenokles 4. Atrometos 2. Atthis 3. Aurimantus. Autesion 2. Autokleides. Autokrates 5. Baiton. Balagros.
141. Fünf Vorträge über den griechischen Roman, Berlin [S. 21. 25. 27].
- 1897 142. Zu Euripides. Herm 32 S. 493–496.
143. Die Berichte über die catilinarische Verschwörung. Herm 32 S. 554–608 [S. 24].
- 1898 144–162. RE III: Basilis. Baton 7. Bematistai. Berossos 4. Bion 8. 9. Butoridas. Capito 10. Cassius 40 (Dio) [S. 22]. Chaireas 6. Chairemon 7. Charax 19. Chares 13. Charikles 5. Charon 7. 8. 9. Chronikon Paschale. Claudius 197.
163. Nachtrag zu Reitzenstein, Ps.-Sallusts Invektive gegen Cicero. Herm 33 S. 101–108.
164. Zu Nicolaus von Damascus Biographie des Kaisers Augustus. Herm 33 S. 182–184.
165. Die Verteilung der römischen Provinzen nach Caesars Tod. Herm 33 S. 185–244 [S. 23].
- 1899 166. Tyrtaios. Herm 34 S. 427–468 [S. 25].
167. Timaeos' Geschichtswerk. Herm 34 S. 481–493 [S. 23].
- 1900 168. Kallisthenes' Hellenika. Herm 35 S. 106–130 [S. 22].
- 169–189. RE IV: Clemens 8. Curtius 31 [S. 19. 21]. Daes. Daïmachos 2. Damastes 3. Damokritos 2. Damon 16. Damophilos 7. Deinias 7. Demagogoras 3. Demaratos 7. Demetrios 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. Demodamas.
- 1901 190. Rede zur Eröffnung der Straßburger Philologenversammlung. Ges. Schr. I S. 1 ff.
- 190a. Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie. In Festschr. z. 46. Philol.-Vers. v. d. Philos. Fak. Straßburg S. 23–28 [S. 57].

- 1903 191. Zu Clemens Τίς ὁ σωζόμενος πλούσιος. *Herm* 38 S. 75–100 [S. 30].
 192. Zur Geschichte der Hexapla. *NGGW* S. 693–700 [S. 30].
 193. Zu Eusebs Kirchengeschichte: 1. Das Martyrium Jakobus des Gerechten. 2. Zur Abgarlegende. *ZNW* 4 S. 48–66 [S. 30].
 194. *Notae de Romanorum annalibus*. Programm Göttingen [S. 23].
 195. Charakterköpfe aus der griechischen Literaturgeschichte. *Jahrb. d. Fr. Deutschen Hochstiftes zu Frankf. a. M.* S. 121–126.
 196. Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Leipzig 1903 (später: I. Reihe. 5. Aufl. 1919. Ins Italienische übers. v. F. B. Filippi 1937) [S. 25, 27].
 197. Eusebius Werke II: Die Kirchengeschichte. I. Teil: Die Bücher I–V. Leipzig. In: *Griech. christl. Schriftsteller d. ersten drei Jahrhunderte* [S. 29 f. 39].
 198–227. *RE V*: Demognetos. Demokles 12. Demokritos 5. Demon 6. Demophilos 9. Demosthenes 9. Demoteles 5. Derkylos 2. Dexippos 5. Dieuchidas. Dinon 2. Diodoros 37, 38 [S. 16, 22]. Diodotos 10. Diogenes 38, 39, 40 [S. 22]. Diokleides 3. Diokles 47. Dionysios 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113 I [S. 19]. Dionysodoros 15. Diophantos 14. Dioskurides 7. Diylos 2.
 228. *Rez. Drerup*, Untersuchungen zur älteren griech. Prosaliteratur. *BphW* Nr. 4, 5.
- 1904 229. Über den Tod der Söhne Zebedaei. *AbhGGW NF VII* 5 [S. 30].
 230. Zur Geschichte des Athanasius I. II. III. IV. *NGGW* S. 334–401, 518–547 [S. 32, 37].
 231. Der verfluchte Feigenbaum. *ZNW* 5 S. 80–84.
 232. Rede auf Theodor Mommsen. *Ges. Schr. I* S. 281 ff. [S. 9].
 233. Zu Bakchylides. *Herm* 39 S. 630–642 [S. 57].
 234. Theokrits Daphnis. *NGGW* S. 285–308 [S. 28, 57].
- 1905 235. De Pionio et Polycarpo. Programm Göttingen.
 236. Zur Geschichte des Athanasius V. VI. *NGGW* S. 164–187, 257–299 [S. 34].
 237. Christliche und jüdische Ostertafeln. *AbhGGW NF VIII* 6 [S. 38].
 238–240. *RE V*: Dorotheos 15. Dosiades 2. Duris 3.
- 1906 241. Die Aeren von Gerasa und Eleutheropolis *NGGW* S. 340–395 [S. 38].
 242. Rede auf Hermann Usener. *Ges. Schr. I* S. 301 ff. [S. 9].
 243. Osterbetrachtungen. *ZNW* 7 S. 1–34.
 244. Probleme der antiken Ethik. *Ges. Schr. I* S. 9 ff. [S. 25, 28].
 245. Über ein megarisches Grabepigramm. *NGGW* S. 240–241.
 246. *Rez. Fotheringham*, *The Bodleian Manuscr. of Jerome's Version etc.* *BphW* Sp. 744–752.
 247. *Rez. Excerpta historica iussu Imp. Constantini Porphyrogeniti confecta*. Vol. I 1, 2. III ed. de Boor. *BphW* Sp. 865–877.
 248. *Rez. Ivo Bruns*, *Vorträge und Aufsätze*. *Ges. Schr. I* S. 386 ff.
- 1907 249. Zur Chronologie des Paulus. *NGGW* S. 263–299 [S. 28, 32].

250. Aporien im vierten Evangelium I. NGGW S. 342-372 [S. 30].
251. Das philologische Problem des Johannesevangeliums. Ges. Schr. I S. 131 ff. [S. 30].
- 252-253. RE VI: Ephoros 1 [S. 22]. Eusebios 24 [S. 22].
- 1908 254. Über Kirchengeschichte. Ges. Schr. I S. 110 ff. [S. 40].
255. Zur Geschichte des Athanasius VII. NGGW S. 305-374 [S. 34].
256. Aporien im vierten Evangelium II. III. IV. NGGW S. 115-148. 150-188. 487-560 [S. 30].
257. Adversaria. Programm Göttingen [S. 57].
258. Eusebius Werke II: Die Kirchengeschichte. II. Teil: Die Bücher VI-X. Über die Märtyrer in Palaestina (vgl. Nr. 197) [S. 39].
- 1909 259. Die Konzilien des IV. und V. Jahrhunderts. HZ 104 (1910) S. 1-37 [S. 43].
260. Charakterköpfe aus der antiken Literatur. II. Reihe. Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. S. 127-138.
261. Charakterköpfe aus der antiken Literatur. II. Reihe. Leipzig-Berlin (3. Aufl. 1919) [S. 25. 28].
262. Die Zeit des Ephoros. Herm 44 S. 630-642 [S. 22].
263. Eusebius Werke II: Die Kirchengeschichte. III. Teil: Einleitungen, Übersichten und Register (vgl. Nr. 197. 258) [S. 17. 29. 39].
264. Rez. Sohm, Wesen und Ursprung des Katholizismus. HZ 104 S. 609-614.
- 1910 265. Nochmals die Söhne Zebedaei. ZNW 11 S. 89-104 [S. 32, 1].
266. Über die pseudoapostolischen Kirchenordnungen. Schriften der Wiss. Ges. in Straßburg VI [S. 51].
- 1911 267. Zur Geschichte des Athanasius VIII. IX. NGGW S. 367-426. 469-522 (vgl. Nr. 230. 255) [S. 34. 36].
268. Bußstufen und Katechumenatsklassen. Schriften d. Wiss. Ges. in Straßburg VII [S. 51].
269. Rez. Deißmann, Paulus. GGA S. 657-671 [S. 28, 1].
270. Rez. Westberg, Die biblische Chronologie nach Flavius Iosephus und das Todesjahr Jesu. HZ 106 S. 351-357.
- 1912 271. Kaiser Constantin und die christliche Kirche. Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. S. 169-190 [S. 25. 37].
272. Joannes Rufus, ein monophysitischer Schriftsteller. SbAw Heidelberg, H. 16 [S. 52].
- 1913 273. Kaiser Constantin und die christliche Kirche. Leipzig-Berlin (s. Nr. 373) [S. 25. 37].
- 1914 274. Konzilstudien I (1. Cassian und Nestorios. 2. Über echte und unechte Schriften des Bischofs Proklos von Konstantinopel). Schriften d. Wiss. Ges. in Straßburg XX [S. 47. 49].
275. Johannes und Kerinthos. ZNW 15 S. 210-219 [S. 32, 1].
276. Der Krieg als nationales Erlebnis. Ges. Schr. I S. 139 ff. [S. 12].
277. Zur Vorgeschichte des ephesinischen Konzils. HZ 112 S. 237-263 [S. 42. 47].

278. Acta conciliorum tom. IIII vol. II [S. 43 f.].
279. Eusebius Kirchengeschichte. Kleine Ausgabe. Leipzig.
- 1915 280. Über den hellenischen Begriff der Tapferkeit. Ges. Schr. I S. 221 ff. [S. 12].
281. Das deutsche Selbstbewußtsein. Ges. Schr. I S. 154 ff. [S. 12].
282. Zu den Epitrepontes Menanders. Herm 50 S. 312-315 [S. 57].
283. Prometheus bei Hesiod. SbPrAw S. 133-148 [S. 57].
284. Am Sarge Wilhelm Windelbands. Ges. Schr. I S. 383 ff.
- 1916 285. Ein altes Participium Perfecti im Griechischen. In: Festschr. f. F. C. Andreas S. 88-90.
286. Weltreich und Weltfriede. Ges. Schr. I S. 172 ff. [S. 12].
- 1917 287. Zu den Epitrepontes des Menander. In: Frickenhaus, Die altgriechische Bühne. Schriften der Wiss. Ges. in Straßburg XXXI S. 89-91 [S. 57].
288. Gymnasium und Weltkultur. Ges. Schr. I S. 195 ff. [S. 12, 1].
- 1918 289. Zur Entstehung der Ilias. Schriften d. Wiss. Ges. in Straßburg XXXIV [S. 58].
290. Rede auf Julius Wellhausen. Ges. Schr. I S. 326 ff. [S. 12].
291. Rez. Kärst, Gesch. d. Hellenismus. ThLZ 43 S. 5-7.
292. Rez. Wilamowitz, Die Ilias und Homer. DLZ Sp. 355-362. 379-386 [S. 58].
- 1919 293. Das Geschichtswerk des Thukydidēs (2. Aufl. 1929) [S. 18. 55 f.].
294. Die deutschen Elsässer. Bayerland 31 S. 13-15.
295. Das Ende der Straßburger Universität. Ges. Schr. I S. 259 ff.
- 1920 296. Über das Verhältnis der Hellenen zur Geschichte. Ges. Schr. I S. 47 ff.
297. Neue Aktenstücke zum ephesinischen Konzil von 431. AbhBAW XXX 8 [S. 44. 48].
298. Ptolemäische Prozeßurkunden (mit Feist, Partsch, Pringsheim). APap VI S. 348-360.
299. Vom deutschen Studenten. Ges. Schr. I S. 254 ff.
- 1921 300. Über den historischen Sinn der Reichskonzilien. Verh. d. 53. Vers. Deutscher Philologen und Schulmänner. Leipzig 1922 S. 9.
301. Reichskonzilien von Theodosius bis Justinian. SavZ 42 Kan. Abt. 11 S. 208-253 [S. 42].
302. Rez. Wilamowitz, Platon. HZ 122 S. 290-300.
- 1922 303. I. Die sogen. Gegenanathematismen des Nestorius. II. Zur Schriftstellerei des Theodoret. SbBAW H. 1 [S. 48].
304. Acta conciliorum tom. I vol. IIII fasc. 1. 2. 3.
305. Philologie und Humanismus. Ges. Schr. I S. 96 ff. [S. 12, 1].
306. Constantin. In: Meister der Politik I S. 277-324 [S. 37].
- 1923 307. ΟΜΗΡΟΥ ΠΟΙΗΣΙΣ ΙΛΙΑΣ. Bremer Presse [S. 54].
308. Acta conciliorum tom. I vol. IIII fasc. 4.
309. Βασιλικὸς νόμος περὶ τῶν προσφευγόντων ἐν ἐκκλησίαι. In: Münch. Beiträge z. Pap.-Forschung H. 5 S. 253-272.

310. De episcoporum catalogis concilii Ephesini primi. Studi e testi 38 S. 55-62 [S. 48. 52].
311. Philologen und Philosophen im Altertum. Ges. Schr. I S. 88 ff.
- 1924 312. ΟΜΗΡΟΥ ΠΟΙΗΣΙΣ ΟΔΥΣΣΕΙΑ. Bremer Presse [S. 54].
313. Der sog. Sermo maior de fide des Athanasius. SbBAw H. 6 [S. 36].
314. Homerica. In: Antidoron, Festschr. f. J. Wackernagel S. 64-71 [S. 57].
315. Acta conciliorum tom. I vol. V pars prior.
316. Die Odyssee. München [S. 55. 59].
317. Rez. Deißmann, Licht vom Osten. ByzZ 25 S. 154-156.
318. Rez. Seeck, Regesten der Kaiser und Päpste. HZ 130 S. 81-87.
319. Rez. Holl, Entstehung der vier Fastenzeiten der griechischen Kirche. DLZ Sp. 1101-1108.
320. Bell, Jews and Christians in Egypt. DLZ Sp. 2093-2101.
- 1925 321. Aus den Akten des Konzils von Chalkedon. AbhBAw XXXII 2 [S. 48].
- 321a. Überlieferungsprobleme. Verh. d. 55. Vers. deutscher Philologen u. Schulmänner in Erlangen S. 9. Leipzig [S. 48].
322. Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität München. Ges. Schr. I S. 239 ff.
323. Rez. Wenger, Von der Staatskunst der Römer. Der Sammler (Beil. d. München-Augsburger Abendzeitung) Nr. 106.
- 1926 324. Acta conciliorum tom. I vol. II.
325. Acta conciliorum tom. I vol. V pars altera.
326. Das Nicaenum und das Constantinopolitanum auf der Synode von Chalkedon. ZNW 25 S. 38-88 [S. 48].
327. Rez. Taeger, Thukydides. Guomon 2 S. 65-82.
- 1927 328. Die Kaiserin Pulcheria auf der Synode von Chalkedon. In Festgabe f. Ad. Jülicher S. 203-212 [S. 48].
329. Codex Vaticanus gr. 1431. AbhBAw XXXII 6 [S. 49. 53].
330. Eine fingierte Korrespondenz mit Paulus dem Samosatener. SbBAw H. 3 [S. 48].
331. Acta conciliorum tom. I vol. I pars I-III.
- 1928 332. Acta conciliorum tom. I vol. I pars V. VI.
333. Geschichtschreibung und Geschichte bei den Hellenen. Ges. Schr. I S. 67 ff.
334. Cyrill und der Mönch Victor. SbAw Wien 208 H. 4 [S. 48].
- 1929 335. Der Prozeß des Eutyches. SbBAw H. 5 [S. 48].
336. Adresse zu Wilamowitz' 80. Geburtstag. Ges. Schr. I S. 362 ff.
337. Acta conciliorum tom. I vol. I pars VII.
338. Acta conciliorum tom. I vol. III.
339. Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg und ihre Bedeutung für Deutschland. Ges. Schr. I S. 266 ff.
340. Zu Menanders Perikeiromene. Herm 64 S. 1-15 [S. 57].

- 1930 341. Der 6. Nicaenische Kanon auf der Synode von Chalkedon. SbPrAw H. 27 [S. 51].
342. Zum Decretum Gelasianum. ZNW 29 S. 161–168 [S. 53].
343. Acta conciliorum tom. I vol. I pars VIII.
- 1931 344. Der griechische Text der Kanones von Serdika. ZNW 30 S. 1–35 [S. 36. 51].
345. Einiges über Assyrien, Syrien, Koilesyrien. Phil. 86 S. 373–399 [S. 21].
346. Die sog. Sammlung der Kirche von Thessalonich. In: Festschr. f. R. Reitzenstein S. 137–159 [S. 48, 1].
347. Rez. Turner, Monumenta iuris antiquissima Ecclesiae occidentalis. tom. I fasc. II pars III. SavZ 51 Kan. Abt. 20 S. 590–607 [S. 50].
- 1932 348. Noch einmal über Assyrien und Syrien. Phil. 87 S. 261–263 [S. 21].
349. Unzeitgemäße Beobachtungen zu den Clementinen. ZNW 31 S. 151–199 [S. 53].
350. Acta conciliorum tom. II vol. II pars I.
351. Acta conciliorum tom. II vol. IIII.
352. U. v. Wilamowitz-Möllendorff. Ges. Schr. I S. 368 ff. [S. 9].
- 1933 353. Acta conciliorum tom. II vol. I pars I. II.
354. Die Kanonessammlung des Johannes Scholastikos. SbBAw Nr. 6 [S. 50].
355. Zweisprachigkeit in den Konzilsakten. Phil. 88 S. 245–253 [S. 51, 2].
356. Aetna, herausgeg. Kleine Texte 166. Berlin [S. 60].
- 1934 357. Publizistische Sammlungen zum acacianischen Schisma. AbhBAw NF 10 [S. 42. 49].
358. Rez. Grumel, Les Regestes des Actes du Patriarcat de Constantinople I 1 und Gerland, Corpus Notitiarum episcopatum eccl. Orient. I 1. ByzZ 34 S. 130–142.
359. Rez. Usener und Wilamowitz. Ein Briefwechsel. Ges. Schr. I S. 316 ff.
- 1935 360. Zur Kirchengeschichte des IV. Jahrhunderts. ZNW 34, S. 129–213 [S. 36].
361. Einführung zu: Mommsen und Wilamowitz, Briefwechsel. Berlin [S. 9].
362. Acta conciliorum tom. II vol. I pars III.
363. Acta conciliorum tom. II vol. III pars I.
364. Rez. Opitz, Urkunden zur Geschichte des arianischen Streites. Lieferung 1. 2. DLZ Sp. 1–4, 715–720 [S. 36. 40].
- 1936 365. Acta conciliorum tom. II vol. III pars II.
366. Acta conciliorum tom. II vol. V.
367. Acta conciliorum tom. II vol. II pars II.
368. Über die Sammlung des Codex Veronensis LX. ZNW 35 S. 1–23 [S. 36].
369. Zwei Predigten Hippolyts. SbBAw H. 3 [S. 35. 53].

370. Die Kanonensammlungen der alten Reichskirche. SavZ. 56 Kan. Abt. 25 S. 11–114 [S. 51].
371. Nachträge zum Aetna. Phil. 91 S. 353–355 [S. 60].
372. Ein Bischof der römischen Reichskirche in Abessinien. Phil. 91 S. 355–357 [S. 52].
373. Kaiser Constantin und die christliche Kirche. Leipzig-Berlin. 2. Aufl. (s. Nr. 273) [S. 33. 37 f.].
374. Theodor Mommsen im Kreise der Seinen. Ges. Schr. I S. 298 ff. [S. 9].
375. Rez. Lietzmann, Geschichte der alten Kirche II. DLZ Sp. 2071–2080 [S. 32].
- 1937 376. Die messenische Geschichte bei Pausanias. Phil. 92 S. 19–46 [S. 22. 25].
377. Über die Bischofslisten der Synoden von Chalkedon, Nicaea und Konstantinopel. AbhBAw NF 13 [S. 47. 50. 52].
378. Palladiana. ZNW 36 S. 161–204 [S. 52].
- 1938 379. Acta conciliorum tom. II vol. VI.
380. Gesammelte Schriften I. Vergangene Gegenwärtigkeiten. Berlin [S. 5].
- 1939 381. Kyrillos von Skythopolis. TU 49, 2 [S. 49. 52 f.].
382. Zu Cassiodor und Procop. SbBAw H. 2 [S. 53].
383. Drei dogmatische Schriften Justinians. AbhBAw NF 18 [S. 42. 49].
384. Lebensdaten Cassians. ZNW 38 S. 1–11 [S. 53].
- 1940 385. Acta conciliorum tom. III.
386. Der Name Homeros. Herm 75 S. 1–9 [S. 8. 9 f.].
387. I. Vigiliusbriege. II. Zur Kirchenpolitik Justinians. SbBAw H. 2 [S. 49 f.].

Ich füge die Inhaltsübersicht der Acta conciliorum bei, wie sie zuletzt auf der 3. Umschlagseite von tom. III gegeben ist [S. 41 ff.].

Acta conciliorum oecumenicorum iussu atque mandato Societas scientiarum Argentoratensis ed. Eduardus Schwartz. Berlin (früher Straßburg).

Tom. I concilium Ephesenum a. 431

vol. I acta Graeca 1927–1930

vol. II collectio Veronensis 1926

vol. III collectionis Casinensis pars prior 1929

vol. IIII collectionis Casinensis pars altera 1922. 1923

vol. V collectio Palatina [= Marius Mercator]; collectiones Synchronica et Winteriana 1924. 1925

Tom. II concilium Chalcedonense

vol. I acta Graeca

pars 1 epistularum collectiones. actio prima 1933

2 actio secunda. epistularum collectio B. actiones III–VII
1933

3 actiones VIII–XVII. 18–31 1935

- vol. II versiones particulares
 - pars 1 collectio Novariensis de re Eutyichis 1932
 - 2 rerum Chalcedonensium collectio Vaticana. canones et symbolum 1936
- vol. III versio antiqua a Rustico correcta
 - pars 1 epistularum ante gesta collectio. actio prima 1935
 - 2 actiones II-VI 1936
 - 3 actiones VII-XVII. canones. appendix 1937
- vol. IIII Leonis papae I epistularum collectiones 1932
- vol. V collectio Sangermanensis 1936
- vol. VI prosopographia et topographia. indices 1938
- Tom. III collectio Sabbaitica contra Acephalos et Origeniastas destinata. insunt acta synodorum Constantinopolitanae et Hierosolymitanae a. 536 1940
- Tom. IIII concilium Constantinopolitanum a. 553
 - vol. I acta concilii: praeparatur
 - vol. II Iohannis Maxentii libelli. collectio Novariensis. collectio codicis Parisini 1682. appendix 1914

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte der philosophisch-historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München](#)

Jahr/Year: 1942

Band/Volume: [1942](#)

Autor(en)/Author(s): Rehm Albert

Artikel/Article: [Eduard Schwartz' wissenschaftliches Lebenswerk. Vorgelegt am 14. März 1942 1-75](#)